

Daheim



Sommergarten ♦ Gemälde von Richard Duschek

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Aannahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Zustellungsgebühren

ELIDA CREMES

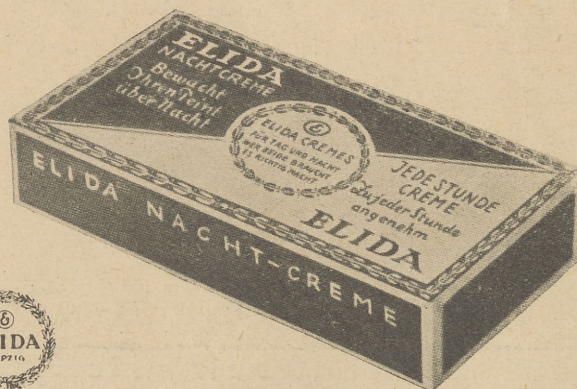


*für Tag für Nacht
wer beide braucht, es richtig macht.*

*2 Tuben in der neuen
Zwillingspackung Mk. 1.20*

Elida Jede Stunde Creme

zieht sofort in die Haut ein, hinterläßt eine hauchdünne, schützende Schicht, die scharfe Luft und allzu grelle Sonne abhält. Gibt der Haut die vielbewunderte und begehrte alabästergleiche, matte Tönung. Von tausenden Damen ausgewählt als die beste Creme der Welt



Elida Nachtcreme

zur Reinigung und Ernährung der Haut während der Nacht. Führt trockener Haut das nötige Fett zu. Macht Rauheit schwinden. Ihre Heilwirkung ist überraschend. Sie bewacht in der Tat Ihren Teint während der Nacht. Verwenden Sie Elida Nachtcreme jeden Abend.

Nachtcreme bringt der Haut die Reinheit – Jede Stunde Creme die Feinheit.



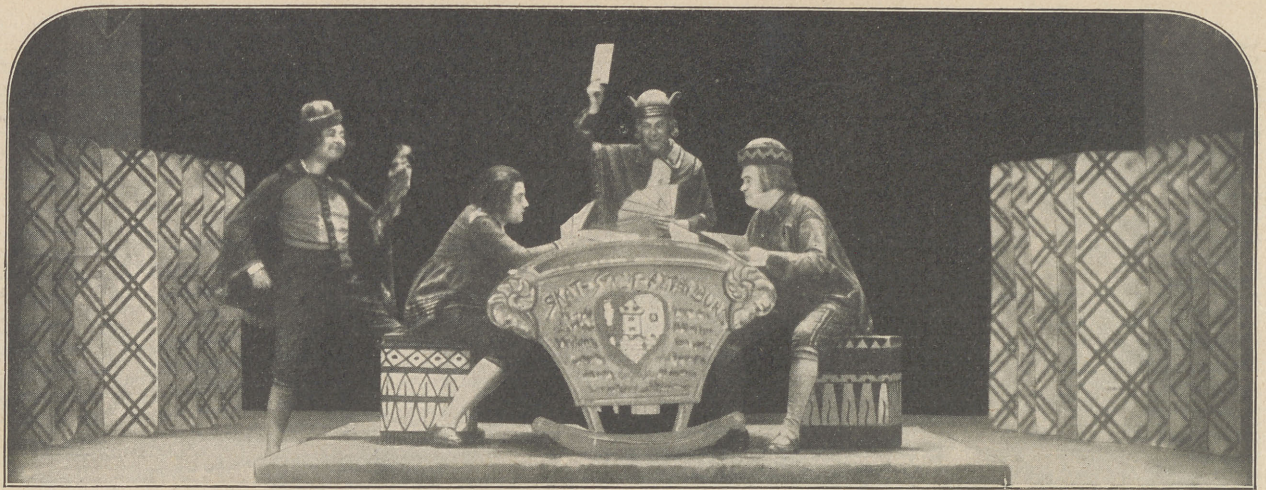
64. Jahrgang. Nr. 47

18. August 1928

Aus der Zeit für die Zeit



Herbstmanöver.
(G. Pahl.)



Vom Statkongreß in Altenburg.
Szene aus dem lustigen Festspiel von der Erfindung des Stats.



Geschenke Aman Ullahs an deutsche Museen.
Die im Lichthof des Völkerkundemuseums zu Berlin ausgestellte Buddha-Statue aus dem 1. Jahrh. n. Chr. (Photothef.)



Eine evangelische Kirche in Oberammergau.
Die evangelische Gemeinde im Dorf der Passionsspiele, die bisher nur über einen Bettsaal verfügte, hat sich jetzt aus freiwilligen Beiträgen eine eigene, erweiterungsfähige Kirche nach Entwürfen des Architekten Reutter in Murnau erbaut. (Rejter & Co.)



Marinebundestag in Berlin.
Gruppe aus dem großen Festzuge. (W. Kuge.)



Der Große Süddeutsche Volkstrachtentag in der Zeppelinstadt Friedrichshafen.
Mädchen aus Schwaben. (Atlantic.)

Waldschädlinge. Von Forstmeister Franz Scheidter.

Von den zahlreichen zu Massenvermehrung neigenden Forstschädlingen sind es besonders drei, die dem Forstmann und Waldbesitzer von Zeit zu Zeit arg zu schaffen machen und seinem Walde meist schwere Wunden schlagen: die Nonne, die Kieferneule und der Kiefernspanner. Diese drei sind typische Nadelholzfeinde, und zwar die Nulle und der Spanner ausgesprochene Kiefernfeinde, während die Nonne sowohl Fichte als auch Kiefer, sowie die anderen bei uns heimischen Nadelhölzer und bei starker Vermehrung auch die meisten Laubbölzer angeht. Nonne und Kiefernspanner sind recht verschwenderisch bei ihrem Fraße, indem die Raupe der ersteren die Nadeln in halber Länge von der Seite her bis zur Nadelbasis befrisst und dann durchbeißt, so daß die Hälfte bis zwei Drittel der Nadeln unbefrisst zu Boden fallen, während die Spannerraupe zwar die Kiefernadel von der Spitze herein einseitig benagt, aber recht unordentlich, so daß sie wie ein sehr scharftes Messer aussieht, die Nadeln werden jedoch an der Basis nicht durchgebeissen, sondern bleiben stehen, vertrocknen allmählich und fallen erst später zu Boden. Die



Fig. 1. Männlicher Nonnenfalter.

Eulenraupe hingegen verzehrt die Nadeln von der Spitze herein vollständig bis zur Nadelbasis und läßt am Zweige nur mehr die kurzen Nadelstiele übrig. Der Endeffekt des Fraßes dieser drei Arten bei einer Massenvermehrung ist aber stets der gleiche: kahlgereifte Bestände auf meist großen zusammenhängenden Flächen, die auf den Beschauer einen trostlosen Eindruck machen und dem Forstmann das Herz im Leibe bluten lassen.

In der Lebensweise verhalten sich die drei Waldschädlinge recht verschieden. Die Nonne fliegt in normalen Jahren Ende Juli. Das Leben des Falters (Fig. 1 u. 2) dauert kaum 14 Tage. Während dieser Zeit legt das Weibchen seine hellbraunen, rundlichen, etwas flachgedrückten Eier, 200 bis 300 Stück im ganzen, derart ab, daß es sie mit seiner tubusartig austretbaren Egeröhre unter Rorkenschuppen, Baumflechten usw. schiebt, die ihnen bei der von Ende Juli bis zum Mai des folgenden Jahres währenden Eruhe Schutz gegen Witterungseinflüsse allerart und Feinde gewährt. Trotzdem das junge Räupchen schon nach 6 bis 8 Wochen vollkommen ausgewachsen ist, verbleibt es noch bis zum Frühjahr im Ei und verläßt es um die Zeit des Nadelausbruches der Fichte durch ein rundliches, mit den scharfen Freßwerkzeugen in die harte Eischale genagtes Loch. Bei kühler, regnerischer Witterung bleiben die frisch aus dem Ei gekommenen Räupchen mitunter bis zu 14 Tagen in sogenannten Spiegeln dichtgedrängt beisammensitzen und beginnen dann ihre Wanderung zu ihren Weideplätzen in die Krone der Bäume. 6 bis 8 Wochen dauert die Fraß-

zeit der Raupen (Fig. 3), während der sie sich fünf- bis sechsmal häuten, um sich schließlich am Stamm oder in den Zweigen in einem leichten, nur aus einigen Gespinstfäden bestehenden Gespinst zu verpuppen. Nach 14 Tagen erscheinen die Falter und der ganze Entwicklungszyklus beginnt von neuem. — Die Kieferneule gehört zu den Frühwärmern, die schon Ende März schwärmen, wenn die meisten Insekten noch in ihren Winterverstecken schlafen. Untertags sitzen die Falter (Fig. 4) mit ihrer unscheinbaren Färbung ruhig an den Stämmen und werden erst um die Dämmerung munter, wo sie dann in raschem Fluge die Bestände durchfliegen. Sind die Weibchen begattet, so beginnen sie sogleich mit der Ablage ihrer runden, nappstückenartigen, hellgrünen Eier (Fig. 5), die sie in die Nadeln der Kiefer in einer einzeiligen Reihe von 5 bis 15 Stück absetzen. Die in 2 bis 3 Wochen auskommenden Jungtäupchen fressen sich zunächst in die noch geschlossenen jungen Triebe ein, gehen dann aber bald an die alten Nadeln, die sie in erwachsenem Zustande ganz bis zur Nadelstielbasis verzehren. Der Raupenfraß erreicht Ende Juli sein Ende, worauf sich die erwachsenen Raupen (Fig. 6) zur Verpuppung in die Bodendecke begeben und dort als Puppe (Fig. 7) in einer gespinstlosen, länglichen Puppenhöhle den Winter überdauern.

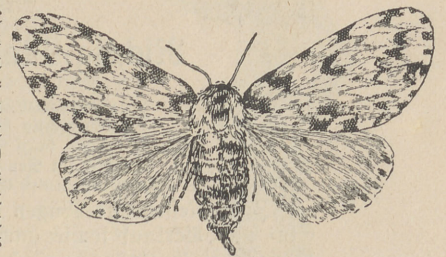


Fig. 2. Weiblicher Nonnenfalter.

Die Flugzeit des Kiefernspanners fällt in den Juni, in besonders günstigen Jahren beginnt sie schon Ende Mai. Charakteristisch für ihn ist der taumelnde Flug, an dem allein schon der Forstmann die Anwesenheit des Schädlings feststellen kann, ohne den Falter (Fig. 8) in die Hände zu bekommen. Der Kiefernspanner schwärmt von den Morgenstunden bis gegen Mittag. Er legt in ähnlicher Weise wie die Kieferneule seine rund 200 Eier (Fig. 9) ab; diese sind jedoch flach und mehr länglich und haben auf der Oberseite eine leichte Grube. Die Raupen (Fig. 10) fressen bis in den Herbst hinein, noch im November findet man fressende Raupen. Zur Verpuppung begeben auch sie sich in die Bodendecke und bleiben dort über Winter liegen.



Fig. 3. Raupe der Nonne.

Gegen die drei genannten Schädlinge wurden seit Jahren alle möglichen Bekämpfungsmassnahmen unternommen. Gegen die Nonnenraupe versah man die Bäume mit Leimringen, die man in Brusthöhe um die Stämme legte und damit verhindern wollte, daß die zu Boden fallenden Raupen wieder in die Baumkronen gelangten. Dieses Mittel versagte aber da, wo die Raupen schon in so ungeheurer Menge vorhanden waren und auf so großen Flächen fraßen, daß auch durch Abfangen des größeren Teiles der Raupen die Bäume nicht mehr ent-

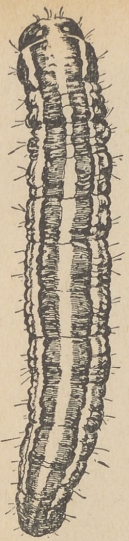


Fig. 6.
Raupen
der
Forleule.

lastet werden konnten. Leimringe haben nur Erfolg, wenn sie im Anfangsstadium einer Vermehrung der Falter angewendet werden und die Vermehrung noch örtlich beschränkt, in sogenannten Herden, ist. Auch das Zerdrücken der Falter untertags oder das Abfangen mit Scheinwerfern und Kohlenfeuern

während der Nacht hat bei einer starken Vermehrung auf großer Fläche nur geringen Wert. Dem Spanner und der Eule suchte man in dem Stadium zuleibe zu rücken, in dem sie am leichtesten zu erreichen sind, in der winterlichen Zeit der Verpuppung in der Bodendecke. Man trieb in die befallenen Bestände Schweine- und Hühnerherden, die ja auch die Puppen gerne verzehrten, doch ist es unmöglich, so viele Schweine und Hühner aufzubringen, daß eine Vermehrung, die sich auf Hunderte, ja Tausende von Hektaren erstreckt, dadurch beseitigt werden könnte.

Die meisten alten Bekämpfungsmaßnahmen waren auch im Verhältnis zum Erfolg viel zu teuer. Heute hat man sie daher beiseitegelegt und ist zu einer neuen Art der Bekämpfung blatt- und nadelfressender Schädlinge übergegangen; zur Bestäubung der von den Schädlingen befallenen Bestände mit Arpenpräparaten vom Flugzeug aus. Die Anregung hierzu stammt von einem deutschen Oberförster namens Zimmermann, der schon im Jahre 1911 den Vorschlag machte. Doch der Prophet gilt nichts in seinem eigenen Lande. Zimmermanns Vorschläge wurden nicht gehört, die Amerikaner haben die ersten Versuche der neuen Bekämpfungsmethode mit ausgezeichnetem Erfolge durchgeführt. Erst im Jahre 1924 haben der bekannte Forstzoologe Dr. Wolff in Eberswalde und sein Mitarbeiter Dr. Krauß in Norddeutschland die ersten gleichartigen Ver-



Fig. 4. Forleulenfalter.



Fig. 5. Eigelege der Forleule an einer Kiefernnadel.

suche durchgeführt und ebenfalls gute Erfolge erzielt. Ein großes Verdienst, dieses Mittel mit so gutem Erfolg anwenden zu können, kommt nicht zuletzt unseren wackeren Fliegern zu.

Welche Verheerungen die drei hier genannten Schädlinge bei Massenvermehrungen anrichten, davon hat der

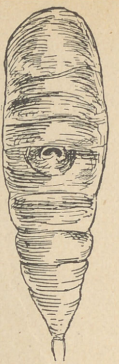


Fig. 7.
Puppe
der
Forleule.

Laie meist gar keine Ahnung. Einige Zahlen mögen es veranschaulichen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Nonne in Rußland auf einer Fläche von 35 Millionen Morgen ausgedehnt, 140 000 Hektar mußten hier abgetrieben werden mit einem Anfall von 183 Millionen Raummeter Holz.

Im benachbarten Ostpreußen wurden um die gleiche Zeit 108 000 Morgen kahlgefressen und 10 Millionen Raummeter mußten eingeschlagen werden. Ende des vorigen Jahrhunderts wurden im Umkreise von München rund 3500 Hektar Wald von der Nonne kahlgefressen und mußten gefällt werden. Bei diesem Fraße zählte man für den Stamm 20 000 bis 50 000 Raupen. Die Falter saßen zur Flugzeit so dicht an den Stämmen, daß diese wie mit Kalk besprüht aussahen und daß der Besucher, wenn er die Tiere aufscheuchte, in eine weiße Wolke eingehüllt wurde. Die vor wenigen



Fig. 8. Kiefernpannerräupchen.

Jahren herrschende Massenvermehrung der Kieferneule in Norddeutschland umfaßte ein Gebiet von 537 000 Hektar, davon wurden 170 000 Hektar kahlgefressen, 12 Millionen Festmeter Holz mußte eingeschlagen werden. Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte der Kiefernspanner in den bayerischen Regierungsbezirken Oberpfalz, Ober- und Mittelfranken rund 40 000 Hektar Staats- und 10 000 Hektar Gemeinde- und Privatwald befallen. Davon waren 8400 Hektar kahlgefressen, und nahezu 2 Millionen abgestorbenen Holzes mußten gefällt werden.

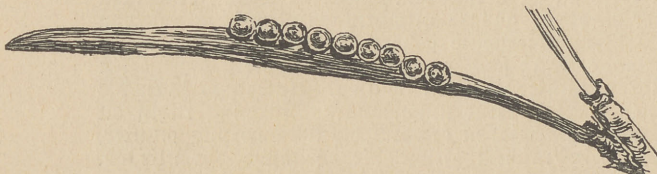


Fig. 9. Eigelege des Kiefernspanners an einer Kiefernnadel.

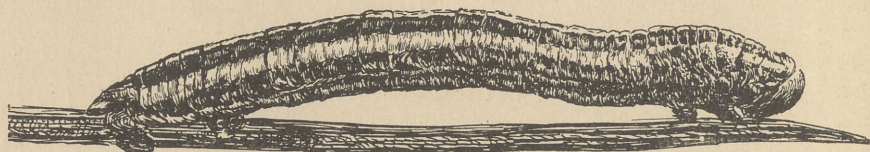


Fig. 10. Kiefernspannerraupe in charakteristischer Fraßstellung.

Richtig Maß und gut Gewicht! Von Eichungsinspektor A. Holzer.

Gen ehrlik Minsch schall bruken alle Tid
een richtig Mat und ok een god Gewicht.
Denn tann hei wohl bestahn to jeder Tid
vör sin Geweten und vör dat Gericht.

Hauspruch am Eichungsdirektionsgebäude Hannover.

Zum Messen und Wägen im öffentlichen Verkehr — beim Ein- und Verkauf sowie auch zur Ermittlung des Arbeitslohnes bei Entlohnung nach Maß oder Gewicht — dürfen nur geeichte Maße, Gewichte und Wagen verwendet werden. Die Eichung bietet Gewähr für Richtigkeit.

Was heißt nun eichen, was alles wird geeicht und wer besorgt die Eichung?

Wohl jede Hausfrau hat schon manchmal das eingekaufte Fleisch, die Butter, das Mehl, den Kaffee usw. auf ihrer Küchenwaage nachgewogen und dabei Unstimmigkeiten des Gewichts festgestellt. Jedoch sei hier geraten, nicht allzu voreilig Schlüsse zu ziehen, denn als Küchenwagen werden meist Federwagen, sogenannte Tellerwagen, benutzt, denen es auf einige zwanzig Gramm mehr oder weniger nicht ankommt. Diese Küchenwagen sind nicht geeicht und auch gar nicht eichfähig; denn geeicht wird nur, was auf ein Haar richtig ist. Die Tellerwaage bietet also nicht die Gewähr für eine richtige Gewichtsangabe. — Und wenn der Hausherr daheim den ihm vom Verkäufer mit geeichtem Meterstab zugemessenen Anzugstoff mit dem Zentimetermaß der Gattin nachmessen wollte, so muß er sich sagen lassen, daß auf den im Haushalt üblichen Zentimetermaßbändern Unrichtigkeiten von mehreren Zentimetern auf einen Meter keine Seltenheit sind. Diese Maßbänder sind ungeeicht und nicht eichfähig. — Es ist auch unberechtigt, am Stammtisch über falschen „Eichstrich“ am Bierglase zu schelten. Das Bierglas ist nicht geeicht. Das Glas hat nur einen „Füllstrich“, der zwar innerhalb bestimmter, kleiner Fehlergrenzen mit der Inhaltsangabe von den

Glasfabriken angebracht und auch polizeilich kontrolliert wird, aber das ist noch keine Eichung. Das Bierfaß dagegen, in dem die Brauerei dem Wirt das Bier liefert, ist geeicht. Warum das Faß und nicht auch das Glas? Der Brauer verkauft das Getränk nach Litern, der Wirt nicht nach einem amtlich feststehenden Maß, sondern glasweise. Nur wer vom Wirt einen Liter Bier verlangt, muß es in geeichtem Maße zugemessen erhalten.

Auch Schiffseichungen haben mit Eichungen im eigentlichen Sinne nichts zu tun. Sie bestimmen den Raumgehalt der Schiffe, aber nur in verhältnismäßig rohen Grenzen und allein zur Feststellung der Ladefähigkeit.

In Deutschland kann ein Meßgerät nur dann geeicht werden, wenn es den Vorschriften der Eichordnung für das Deutsche Reich entspricht. Diese Eichordnung ist von der Reichsanstalt für Maß und Gewicht erlassen worden auf Grund der Maß- und Gewichtsordnung. Bevor ein Meß- oder Wiegegerät für eichfähig erklärt wird, muß es eine scharfe und langdauernde Prüfung bestehen. Schon manche Erfindung auf diesem Gebiet ist an den mit Recht eng gezogenen Grenzen der Eichvorschriften gescheitert. Jedes geeichte Meß- und Wiegegerät muß die unbedingte Sicherheit bieten, daß es auch im Dauerbetriebe richtigbleibende Angaben macht. Deshalb ist für jede Gattung bestimmtes Material, bestimmte Größe, Gestalt und Einrichtung vorgeschrieben.

Wir besitzen an eichfähigen Meß- und Wiegegeräten:

1. Längenmaße, Dickenmaße, Flächenmaße,
2. Flüssigkeitsmaße und Meßwertzeuge für Flüssigkeiten,
3. Fässer,
4. Hohlmaße und Meßwertzeuge für trockene Gegenstände,
5. Gewichte,
6. Wagen,
7. Aräometer,

8. Gasmesser,
9. Getreideprober,
10. Meßwerkzeuge für wissenschaftl. und technische Untersuchungen,

11. Medizinische Spritzen,
12. Wassermesser,
13. Meßgefäße für Obstmost und
14. Milchgefäße für Sennereien.

Jede dieser Gerätearten umfaßt viele Gattungen, jede Gattung eine große Anzahl verschiedener Systeme. Dementsprechend sind auch die Ausführungsarten der Eichung außerordentlich verschieden.

Die Eichung der meisten Geräte geschieht durch die Eichämter, die seit 1912 sämtlich staatliche Behörden sind. Früher gab es städtische Eichämter unter Aufsicht staatlicher Provinzial-Eichungsinspektionen. Einige besonders feine Meßinstrumente werden nur bei der Reichsanstalt für Maß und Gewicht geeicht. Diese Behörde kann mit ihren genauesten Normalapparaten Messungen und Wägungen noch bis auf Hunderttausendstel eines Millimeter oder eines Milligramm vornehmen.

Auch die Eichämter sind mit sogenannten Normalen ausgerüstet, die jährlich mindestens einmal mit den Kontrollapparaten verglichen werden, diese wieder mit den Hauptnormalen bei den Aufsichtsbehörden, den Eichungsdirektionen. Die Hauptnormalen werden verglichen mit den bei der Reichsanstalt für Maß und Gewicht aufbewahrten „Normalen“. So schließt sich der Kreis vom Urnormal bis zum Verkehrsmeßwerkzeug.

Jedes geeichte Gerät trägt den Stempel eines Eichamts und seit 1922 daneben die Jahreszahl der vollzogenen Eichung. In Fristen von zwei bis drei Jahren müssen die meisten dieser Geräte nachgeiecht werden. So bleibt die Gewähr für ihre Richtigkeit erhalten.

Die Grundlagen von Maß und Gewicht sind heute in fast allen Staaten — England gehört unter wenigen noch zu den Ausnahmen — das Meter und das Kilogramm. Das bedeutet: die Staaten bedienen sich des metrischen Maß- und Gewichtssystems, sie sind der Meterkonvention angeschlossen, die ihren Sitz in Paris hat. Dort werden ein Prototyp für das Meter und ein Prototyp für das Kilogramm aufbewahrt; von einer Anzahl mit ihnen verglichener Maßstäbe und Ge-

wichtsstücke erhält jeder zur Konvention gehörige Staat je ein Stück als eigenes Prototyp zugewiesen. Diese Maßstäbe und Gewichte gelten dann als Urmaß und Urgewicht der einzelnen Länder.

Aus dem Meter wird die Einheit des Flächenmaßes, das Quadratmeter, und gleichfalls die Einheit des Körpermaßes, das Kubikmeter, gebildet. Der tausendste Teil des Kubikmeter ist bekanntlich das Kubikdezimeter; diesem wird im Verkehr derjenige Raum gleichgeachtet, den ein Kilogramm reinen Wassers unter dem Druck einer Atmosphäre einnimmt, und eine solche Raumgröße heißt: das Liter. So werden alle Maß- und Gewichtseinheiten des metrischen Maß- und Gewichtssystems aus dem Urmaß und dem Urgewicht gebildet.

Alle unsere Eichvorschriften sind auf dem metrischen System aufgebaut. Ein Meßinstrument, das nicht nach den Einheiten dieses Systems sich bestimmen läßt, kann nicht geeicht werden. Aus diesem Grunde fehlt unter den heute vorhandenen eichfähigen Meß- und Wiegegeräten nicht der Gasmesser, wohl aber der Elektrizitätszähler. Er wird von den Herstellerfirmen zwar auch auf Genauigkeit geprüft; das ist jedoch nicht gleichbedeutend mit Eichung im Sinne der Maß- und Gewichtsordnung. Elektrizität läßt sich weder nach Maß noch Gewicht bestimmen.

Es wurde bereits gesagt, daß England sich nicht des metrischen Maß- und Gewichtssystems bedient. Dort gelten als Einheiten das Yard = 0,9143992 Meter, das Pound = 0,4535924 Kilogramm und das Gallon = 4,545963 Liter. Ohne weiteres ist klar, daß der Handelsverkehr zwischen Ländern, die verschiedene Maßeinheiten anwenden, erheblichen Schwierigkeiten unterworfen ist. — Aber das metrische System marschiert unaufhaltsam. In den letzten Jahren ist es neu eingeführt worden in Japan, Haiti, in der südafrikanischen Union, in Griechenland, Estland und auch in — Afghanistan.

Die eigentliche Aufgabe jedes Maß- und Gewichtsgesetzes bleibt in allen Staaten die gleiche: dem Verbraucher jeder Ware eine feste und reelle Grundlage für seinen Kauf zu sichern.

Die Lehre von Amsterdam.

Man kann diese Lehre nicht aus allen Kämpfen ziehen, man muß sich die Hauptsache herausgreifen: die Leichtathletik. Als ihr Kampfabschnitt beendet war, endete auch das höchste Interesse. In ihr hatten sich die Entscheidungen abgespielt, auf die alle gewartet hatten, auf die alle Völker, die Sportehrgeiz besitzen, voll Spannung geschaut hatten, aus denen man auf den sportlichen Wert oder Unwert der Nationen Schlüsse ziehen konnte.

Wir standen in diesen Konkurrenzen hinter den Vereinigten Staaten und Finnland auf dem dritten Platz. Auf dem dritten Platz unter allen Völkern der Welt. Das ist sicher keine schlechte Stelle. Und dennoch waren wir Deutschen eigentlich enttäuscht. Wir hatten mehr erwartet. Hatten wir ein Recht dazu?

Ja und nein.

Betrachten wir erst einmal die beiden Völker, die vor uns einkamen. Ame-



Fräulein Helene Mayer-Offenbach, Siegerin im Florettfechten.
(Photo-Union.)

rika ist ohne Zweifel heute das Land der höchsten

sten Sportkultur, es versteht seine Sportereignisse ganz groß aufzu ziehen, es sucht keine Mittel — auch nicht staatliche, öffentliche — um die Masse für den Sport zu gewinnen und Spitzenleistungen zu erzielen. Seine Vertreter in der Leichtathletik waren daher gewöhnt, vor breiter Masse zu kämpfen, sie hatten außerdem ein Training hinter sich, das durch keine Erwerbsorgen, durch keine Berufsarbeit



Frau Radtke-Breslau, Siegerin im 800-Meterlauf.
(Photo-Union.)

während der letzten Vorbereitungszeit erschwert worden war. Amerika ist eben das Land des Geldes und

kann daher nicht nur mit der besttrainierten, sondern auch mit der bestausgerüsteten Mannschaft antreten. Und diese Mannschaft wird aus einem viel größeren Stamm an Menschen ausgewählt als bei uns, weil eben die Sportgemeinde größer ist. Bei uns kann es heute noch vorkommen, daß irgendwo ein Laufgenie steckt, dessen Kunst aber gar nicht in Erscheinung tritt, weil das Genie seine Fähigkeiten nicht kennt, da es nie gelaufen ist. Das ist in Amerika fast unmöglich, weil eben beinahe jeder Bürger irgendwie sportlich sich betätigt. An erster Stelle steht daher das Land mit der höchsten Sportkultur.

An zweiter steht Finnland. Von Sportkultur ist bei den Finnen kaum zu reden. Dagegen von innerlicher Sportkraft dieser Nation. Sie stellt nicht Sportstudenten auf den Plan, die in den Bezirken der Stadien und Kampfbahnen sich vor breiter Öffentlichkeit für die Olympiade qualifizierten. Nein, ihre Sieger sind Männer des Volkes. Ihr Führer Paavo Nurmi ist Handwerker, beschäftigt bei den General Motors in Helsingfors, ihr Zweiter ist Tischler, jener Ritola, der das „laufende Wunder“ in der Dreitausend-Meter-Steepchase schlug. Beide sind im Lande der zehntausend Seen keine Sporthelden, nein, sie sind Volkshelden. Sie sind zu vergleichen mit den Männern, von denen die alten finnischen Sagen singen. (Und Ritola hat sich diese Volkstümlichkeit erhalten, trotzdem er seit neun Jahren in Amerika lebt. Sein Volk ruft ihn aber zu jeder



Polizeileutnant Kahl, Dritter im modernen Fünfkampf.
(Photo-Union.)



Körnig,
Dritter im 200-Meter-
lauf.

bis aufs letzte gestrafft erhält. — Die Mannschaften der beiden Siegnationen sind also getragen von der Kraft ihrer Völker. Sie wissen: hinter uns steht alles, was zu unserer Fahne schwört, aber auch alles. Das muß die seelischen und damit die körperlichen Kräfte verdreifachen. — Und wir? Wir sind noch nicht so weit. Das muß die Lehre für uns sein. Gewiß, es hat sich in den letzten Jahren bei uns gerade in sportlicher Beziehung viel gewandelt. Aber noch sind unsere Olympiakämpfer nicht Eigentum unseres ganzen Volkes, noch fühlen sie nicht den Atem aller hinter sich, noch wußten sie nicht, daß in den anfeuernden Schreien der wenigen zuschauenden Deutschen die Zurufe des ganzen deutschen Volkes stecken. Denn wir müssen bekennen: es gibt unter uns noch immer Leute, die dem Sport ohne Interesse, ja zum Teil ablehnend gegenüberstehen. Die noch nicht wissen, daß Sport Volkskraft ist. Zu hoffen bleibt, daß gerade die Olympiade manchen Abseitsstehenden für den Sport neu gewann. Wenn das der Fall ist, wird der Platz der Deutschen bei der nächsten Olympiade vielleicht besser sein.

Er könnte heute schon besser sein, denn wir haben zwei Wettkämpfe verloren, die uns gehören mußten: das Kugelschießen, bei dem Hirschfeld versagte, und den 4 × 100 Meter-Lauf, in dem Körnig, unser Bester, in den letzten 100 Metern verschwand.

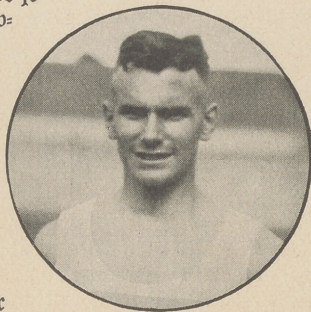
Warum fielen sie aus? Am reinen Können und Vermögen hat es nicht gelegen, denn sie haben beide auch in Amsterdam Leistungen gezeigt, die ihren Sieg gerechtfertigt hätten. Wo steckte also der Fehler? Anscheinend nur in den Nerven, die bei der letzten größten Belastung versagten, so daß die Kämpfer ihre eigenen Höchstleistungen nicht aus sich herauspressen konnten, weil die Größe der Entscheidung sie beklemmte. Es fehlte also in letzter Sekunde der spornende Ehrgeiz, angereizt durch den Schrei des ganzen Volkes und deshalb stärker als jegliche Beklemmung.

Was können wir also tun, damit wir besser gerüstet zur nächsten Olympiade schreiten? Machen wir den Sportring weiter. Suchen wir den Sport bei uns wirklich volkstümlich zu machen. Führen wir die Abseitigen zu Kämpfen, ziehen wir sie ins Sportlager. Denn wir wollen uns doch eingestehen, daß die Schelte auf den Sport meist Leute sind, die nie ein Forum betreten haben, die zu denen gehören, die da sagen: „Ich kenne die Maßnahmen nicht, aber ich verurteile sie.“

Vier Trainingsjahre stehen uns bevor. In diesen vier Jahren werden neue Männer und Frauen groß, kommen neue Läufer, Leichtathleten in die Stadien. Sorgen wir dafür, daß ihre Schar recht groß ist, daß möglichst alles junge Menschenmaterial erfasst wird, damit wir aus vielen die Besten herauswählen können. Und geben wir diesen Besten nicht nur die Mittel zum Training in die Hand, sondern stärken wir auch ihre Herzen, damit sie wissen: mein ganzes Volk denkt an mich, sieht auf mich, bangt um mich. Dann werden wir den Platz erringen, der unserem Können entspricht.

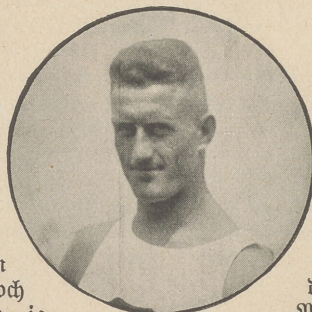
Bier Trainingsjahre stehen uns bevor. In diesen vier Jahren werden neue Männer und Frauen groß, kommen neue Läufer, Leichtathleten in die Stadien. Sorgen wir dafür, daß ihre Schar recht groß ist, daß möglichst alles junge Menschenmaterial erfasst wird, damit wir aus vielen die Besten herauswählen können. Und geben wir diesen Besten nicht nur die Mittel zum Training in die Hand, sondern stärken wir auch ihre Herzen, damit sie wissen: mein ganzes Volk denkt an mich, sieht auf mich, bangt um mich. Dann werden wir den Platz erringen, der unserem Können entspricht.

Nr. 47



auf, in der je-
der Kämp-
fer das
Rück-
grat

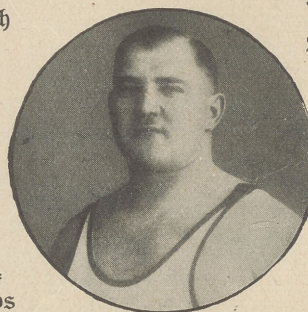
Turnermeister Zammers,
Dritter im 100-Meterlauf. (S. Baich.)



Hirschfeld,
Dritter im Kugelschießen.



Büchner,
Dritter im 400-Meterlauf.



meinden auch
Pfllichten er-
wachen,
denen sie
sich nicht
entziehen
dürfen.

Die Olympiade 1932 soll, so weit bisher bekannt, in Los Angeles starten.

Der amerikanische Boden ist teuer, die Reisen allein verschlingen ungeheure Summen. Es gilt jetzt schon die Öffentlichkeit zu interessieren. Die Gründung eines deutschen Olympiasfonds scheint schon jetzt angebracht. Denn gerade jetzt unter dem frischen Eindruck der Amsterdamer Tage wird mancher bereit sein zu geben, der sich später zurückhält. Hans-Caspar von Zobeltitz.



Engelhardt,
Dritter im 800-Meterlauf.

1928 aber sollen wir zufrieden sein. Wir haben in der Leichtathletik England, die alte Sportnation, weit hinter uns gelassen. Hinter uns liegt auch Kanada. Hinter uns liegt Frankreich. Ist das nicht gut? Ist das nicht viel?

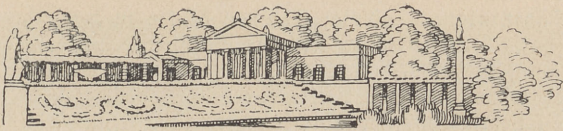
Der größte Fehler, den wir machen könnten, wäre der: Jetzt unsere Männer, die die zweiten und dritten Plätze belegten, beschimpfen, weil sie nicht die ersten errungen haben. Nein, wir sollen auch auf diese Plätze stolz sein, sollen auch stolz sein auf die Frauen und Männer, denen zu Ehren die Fahne unseres Volkes an den olympischen Masten hochstieg. Unser Stolz soll ihnen den Rücken stärken, damit sie und die, die sie zur nächsten Olympiade vorbereiten werden, mit Nervenkraft in die Kämpfe gehen, die kommen.

Olympische Siege sind nicht Siege einer Sportgemeinde, sondern sie sind Siege eines Volkes — einer Nation.

Machen wir, daß wir uns als ein Sportvolk fühlen, dann werden wir auch Olympiasieger 1932 in Los Angeles stellen können.

Aber nicht allein mit den leichtathletischen Kampfergebnissen können wir zufrieden sein, auch in den anderen Wettbewerben haben wir durchaus zufriedenstellend abgeschnitten, wenn wir in Rechnung ziehen, daß wir noch ein im Sport junges Volk sind und daß die schwere Kriegs- und Nachkriegszeit hinter uns liegt. Festzustellen bleibt auf allen Gebieten ein fester Wille und ein ernstes Streben. Und das ist schon viel. Manchen Siegeslorbeer haben wir verschenkt, weil uns noch die letzte Schulung für große Sportwettbewerbe fehlt. Es stellte sich heraus, daß wir die Kämpfe in Ausschreibungen, die international beschiedt werden, nicht zur Förderung unserer Leistungen entbehren können. Die rein heimatische Ausbildung genügt nicht, um die Kräfte voll zu messen und um beurteilen zu lernen, wo gebessert werden muß. — Nötig für die Zukunft und für die Vorbereitung zur Olympia 1932 ist also, daß wir unsere auf heimatischen Bahnen bewährten Streiter ins Ausland senden, mehr als dies bisher geschehen. Erfolge in internationalen Wettbewerben werden dann nicht nur ihr Können und ihr kampftaktisches Verständnis stärken, sie werden auch die Sportnerven schulen, so daß wirklich bei den olympischen Kämpfen alle Höchstleistungen herausgeholt werden können.

Diese Entsendungen zu ausländischen Ereignissen sind natürlich teuer. Die Mittel für sie müssen aufgebracht werden; die Sportvereine können sie nicht aus sich heraus allein schaffen; sie bedürfen der Unterstützung. Wie weit diese Unterstützungen durch Mäzene gestiftet werden, wird sich erweisen. Aber es muß heute schon gesagt werden, daß hier dem Reich, den Ländern und den Ge-



Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

6.

Thümen fuhr zusammen. „So spät schon . . .“

Auch die anderen waren baß erstaunt, wie schnell die Zeit vergangen sei. Drake ließ seine Taschenuhr repetieren. „Die Pendüle geht um siebeneinhalb Minuten vor, du kannst dich darauf verlassen, Thümen! Du schaffst es noch zum Abgang des Postwagens!“

Aber Peter traute den siebeneinhalb Minuten scheinbar doch nicht allzusehr, — er stand schon abschiednehmend vor der Hausfrau.

Die zierliche Dame mit dem von weißem Haar umrahmten feinen Antlitz lächelte ihm freundlich zu. Der Hofgärtnersohn war ihr heimlicher Liebling aus der kleinen Runde. „Recht schade, daß wir noch keine ‚eiserne Bahn‘ in Deutschland haben, wie sie sie drüben in England besitzen, und von der ja wahre Wunder in den Journalen stehen. Ich selber freilich würde wohl kaum den Mut aufbringen, in ein solches funkenstreichendes Ungetüm zu steigen, aber Sie, lieber Peter, brauchen dafür nicht mehr so ängstlich darum besorgt zu sein, den Anschluß an das abfahrtsbereite Peisichentkallen des Schwagers unserer vielverlästerten ‚Thurn- und Taxischen Postknecht‘ ja nicht zu verpassen!“

Für heute hatte es Pitt glücklicherweise noch eben geschafft. Drake's Uhr hatte in bezug auf die siebeneinhalb Minuten doch recht gehabt!

Als die Postkutsche klappernd und schwankend auf dem Wilhelmsplatz als dem letzten Ziel des heutigen Tages anlangte, schlief in Potsdam schon alles. Schwarzdunkel, wie ein böses Geheimnis, stand das Wasser des Kanals unter den schönen Bogen der vielen kleinen Backsteinbrücken, die alle von der guten Frau Holle mit weißen Wattehauben und -mänteln bedacht worden waren. Der tiefe Schnee — und das offene Wasser. Es vertrug sich eigentlich schlecht miteinander, war aber das gewöhnliche Bild. Es mußte schon sehr harter Frost einsetzen, wenn der Kanal zufrieren sollte. Ein Umstand übrigens, der das Geschäft des Schwanenmeisters um ein beträchtliches erleichterte, zu dessen Obliegenheiten die winterliche Fütterung der großen, schönen Vögel gehörte.

Sie würden elend im Eise umgekommen sein, sobald die Havelseen zufroren: der Tegeler See, der Wannsee, der Schwielow, die Schlänitz und die Wublitz, wenn sich nicht der Mensch ihrer angenommen und sie an solche Stellen gebracht hätte, die nie oder doch fast nie zufroren. Glücklicherweise gab es derlei eisfreie Partien mitten in der Stadt, und sie bildeten den Winterhafen der Schwäne. Einmal in ihm angelangt, war die Gefahr des Erfrierens für sie so gut wie beseitigt, — nicht so die der Verhungerns. Waren es doch annähernd zweitausend Tiere, die sich hier auf aller kleinstem Terrain zusammenfanden!

In früheren Jahren war es nicht möglich gewesen, diese hohe Zahl zu erreichen. Während der Franzosenzeit waren sie, als ein bequemes Jagdobjekt, zu Hunderten getötet worden, später waren die städtischen Eierjäger ihrer Vermehrung gefährlich geworden. Erst seit einigen Jahren hatte die Festsetzung strenger Strafen diesen Übelständen ein Ende gemacht, und seither war ihre Zahl in stetem Wachsen begriffen.

Alle zweitausend aber wurden im Winter vom Schwanenmeister zweimal am Tage gefüttert.

Während Peter Thümen die menschenleere Nauener Straße hinunterschritt, dachte er daran, daß er seiner kleinen Schwester für morgen versprochen hatte, mit ihr zu einer „Schwanenfütterung“ zu gehen.

Durch Zufall war Klein-Räthchen im Sommer Zeugin des „Schwanenrupsens“ gewesen. Pitt hatte ihr eines Tages die Freude gemacht, sie im Boot den Schafgraben herunter in die Havel zu rudern; da waren sie in der Nähe der Tornowhalbinsel einem „Schwanenfangboot“ begegnet und hatten zugeguckt, wie die vom Schwanenmeister kommandierten Schwanenknechte — meist Fischer aus den umliegenden Dörfern, von denen mehr als einer den Geschwistern bekannt war — mit ihren langen Hafenstöcken in die schon vordem in eine kleine Schilfbucht zusammengetriebene Schwanenmasse hineinfuhren und den Haken, der wie beim Schäferstock eine halboffene Nase bildete, geschickt um den Hals eines der Schwäne legten, um diesen ins Boot zu ziehen.

Die Leute verstanden ihre Sache. Alles geschah mit großer Schnelligkeit. Binnen ganz kurzer Zeit war das Fangboot mit dicht nebeneinanderstehenden Schwänen besetzt, deren lange Hälse über die Bootskante fort nach außen gestreckt waren, was besonders drollig aussah.

Das ganze Schauspiel hatte Räthchen viel Freude gemacht, und weil sie so gern wissen wollte, „wie es nun weiterginge“, hatte Pitt für sie beide den ihm gut bekannten Schwanenmeister gebeten, auch bei der folgenden Prozedur dabei sein zu dürfen. Der hatte die Erlaubnis herzlich gern erteilt, und bald darauf befanden sich die Geschwister auf dem Depothof, auf dem die Schwanenfracht aller Boote in die dort befindlichen Hürden eingeliefert wurde, um von da nach und nach im Laufe des Tages zur Rupsbank geschleppt zu werden. — Die Rupsbank . . .

Das war ein langer Tisch in einem mächtig großen, langgestreckten Schuppen. An seiner einen Seite saßen die Rupsweiber, meist Kiechfischerfrauen. Ein Schwanenknecht trug ihnen Stück für Stück der Schwäne herbei, reichte sie ihnen über den Tisch, so daß die Frauen zupacken und den Hals des Opfers, das gerade an der Reihe war, zwischen ihren Beinen einklemmen konnten, derweil der Knecht den Rumpf des auf dem Tisch liegenden Schwans festhielt.

Schon das erregte Räthchens mitleidige Mißbilligung. Nun aber gar das Rupsen selber! Was für scharfe Augen, was für flinke Finger die Rupsweiber hatten! Eins, zwei, drei ging alles. Erst die Federn, dann die Daunen. Kein Fleck Fleisch durfte freigelegt werden, sonst setzte es von dem kontrollierenden Schwanenmeister ein heiliges Donnerwetter.

Aber Räthchen weinte doch bitterlich und war erst dann wieder so einigermaßen froh, wie der Schwanenknecht nach beendeter „Rupsung“ den Schwan wieder in den Arm nahm, ihn ans Ufer zurücktrug und mit mächtigem Schwung in die Havel warf. Und auch, als der von seinen Quälgeistern glücklich wieder Freigegebene schon weit über die blaue Fläche hin dem schützenden Rohricht zugelegt und den Blicken der Nachschauenden entschwunden war, hatte das kleine Mädchen sich nur halb getröstet. „Friert er denn ohne seine Federn nicht sehr, der arme, arme Schwan?“ fragte sie mit kläglichem Stimm. „Wenn nun morgen die Sonne nicht scheint?“

Die Rupsweiber und die Schwanenknechte hatten die törichte Kleine mit dem weichen Herzen weidlich ausgelacht. Pitt aber war auf ihre Bedenken eingegangen und hatte ihr versichert, daß die Gerupsen, selbst bei sehr schlechtem Wetter, keine Gefahr liefen, „sich zu erkälten“. Und dann weiter hatte er ihr erklärt, daß sich die schönen Vögel mit diesen überschüssigen Federn und Daunen, die sie den Menschen gäben, ihr Winterfutter verdienten, ohne das sie kläglich sterben müßten, wenn der Eiskönig sein hartes Zepter über dem Havellande schwinde.

„Beim ersten starken Frost werden sie wieder eingefangen, dieses Mal aber einzig und allein zu ihrem eigenen Besten. Wenn es soweit sein wird in diesem Jahr, werde ich dich mal zu einer Fütterung mitnehmen. Da sollst du sehen, wie sie sich drängen nach den gestreuten Gersteförnern . . .“

Pitt hatte die kleine Szene und sein Versprechen längst vergessen gehabt. Aber Fräulein Räthchens Gedächtnis, obwohl wie das ganze, dazugehörige Persönchen erst ganze sieben Jahre alt, war zuverlässig und hartnäckig. Vielleicht hatte die Gans, die letzten Sonntag zu Vaters Geburtstag ihr Leben hatte lassen müssen, das ihre dazu beigetragen, das Erinnerungsvermögen eines kleinen Mädchens zu schärfen, das die fürsorgliche Mutter in hausfräulicher Pädagogik dazu angehalten hatte, beim Rupsen, Ausnehmen, Füllen, In-den-Bratosen-schieben und fleißigen Begießen dabei zu sein.

Kurz und gut: Räthchen hatte Pitt heute morgen sehr ernstlich an das im Sommer gegebene Versprechen, das noch der Einlösung harnte, gemahnt, und er hatte ihr zugesagt, sie morgen zur Schwanenfütterung mitzunehmen. —

Mittlerweile war er bis zum Luisenplatz und an den Parkeingang gelangt.

Hier war es zeitweilig nun stockfinster. In der Nauener und in der Charlottenstraße hatten zwar die neuerlich auf Magistratsbeschluß allnächtlich brennenden, an von Dach zu Dach der gegenübergelegenen Häuserfronten gespannten Eisen-

ketten hängenden Öllaternen auch nur ein herzlich schlechtes Licht spendet, aber dafür war der gute, alte Mond, der nur noch wenige Nächte zu warten brauchte, um sein volles, rundes Gesicht zeigen zu können, nicht von Wolken, wie eben jetzt, verdeckt gewesen.

Erst als nur noch wenige Schritte Pitt von seinem Ziel trennten, trat er wieder aus den dunklen, schnell vorübergleitenden Schleiern hervor.

Von seinem milden, unirdischen Licht voll bestrahlt, lag das neue Hofgärtnerhaus, das Thümens nun schon drei Jahre bewohnten, am Ufer des Teichs.

Der junge Maler vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen, den Umweg von wenigen Schritten über die kleine, von Birkenholzgeländern rechts und links eingefasste Brücke zur „Drususinsel“ mit der von hoher Säule schauenden Bronzestatue des Germanicus zu machen, und von hier zum Hause hinüberzublicken.

Wie ein mitternächtiger Spuk lag es da, eine echte italienische fabbrica, mit gelben Mauern, flachem Dach, Pergola und Bogentür. Fremdartig genug inmitten der deutschen Parklandschaft, — doppelt verwunschen aber zu dieser Jahreszeit anzusehen, in der der entlaubte Weinstock, der die Mauern bis zu Fensterhöhe schon umrankte, wie die antiken Bildwerke und Skulpturen, — sorgsam von Baldachinen oder gar Gerüstverschlängen vor den Einflüssen der rauen Witterung geschützt, — dicht verschneit war, und die Brunnen, verstummt, Eiszapfenbärte trugen.

Auch der Teich, den im Sommer ein hier angesiedeltes Schwanenpaar belebte, war von einer dünnen, beschneiten Eisfläche bedeckt. Winter Sonnenwende war freilich nicht mehr weit, aber dennoch würden noch viele nordisch graue, von Schneegeßtöber und Nebel verhangene Tage und Wochen vergehen müssen, ehe die schönen, stolzen Vögel der Leda und der Fregata wieder vom Schafgraben her ihre Sommerresidenz, den Teich, beziehen würden und das neue Gärtnerhaus sich malerisch mit Turm und Veranden im Wasser spiegeln könnte.

Dieses Spiegelbild hatte vor zwei Jahren die Künstlerseele des aus Italien heimgekehrten Kronprinzen bezaubert und den Wunsch in ihm wachgerufen, hier in Wirklichkeit umzusetzen, was seine rasch entflammte Phantasie als Bild enträumte: auf steiler Terrassenmauer über der verschwiegensstillen Wasserfläche ein tempelähnlicher Pavillon, von dessen Vorplatz Stufen zu einem von grünem Laubengange überwölbten Graben feierlich herabsteigen sollten.

Noch voll von den vielfältigen Eindrücken der Reise hatte er selbst die Zeichnung zu der „Wasserlaube“ angefertigt, — und wie der König vor fünf Jahren seinem Ältesten „Charlottenhof“ zu Weihnachten geschenkt, so hatte er ihm als diesjährige Geburtstagsüberraschung den kleinen Tempel bauen lassen. Am dem letzten 15. Oktober hatte er fertig dagestanden, ein Werk echt Schinkelscher Anmut.

So groß des Beschenktens Freude gewesen, waren damit doch noch keineswegs alle Pläne, die er für die weitere Um- und Ausgestaltung dieses Fleckchens Erde hegte, ausgeführt. Er plante den Bau einer offenen Arkadenhalle als Hintergrund für das Ganze, praktisch, um seine Palmen, Oleander- und Lorbeerbäume, die ihm der König schon vor Jahren für sein „Klein-Italien“ geschenkt, aufzunehmen: eine Orangerie im kleinen.

Der Verwirklichung dieses Planes setzten sich indessen nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen. Das Gelände war derart moorig, daß die notwendige Schaffung festen Bodens für die projektierte Halle schier unerreichbar schien.

Der Schlossherr von Charlottenhof seinerseits dachte nicht daran, sein Vorhaben aufzugeben. Den ganzen Spätherbst hindurch waren die Pumpen unermüdlich an der Arbeit gewesen, immer neue Erdmassen waren herangefahrt worden, und wenn auch jetzt, mit Einsetzen des ersten Frosts, die Arbeiten ruhten, so bedeutete das nur eine vorübergehende Pause im Werk. Mit dem Frühjahr sollte es wieder aufgenommen werden. Ja, — Pitt hatte heute nachmittag bei Shadows sogar gehört, daß noch über den Bau der Arkadenhalle Hinausgehendes geplant werde! Nicht mehr und nicht weniger nämlich, als die baulichen Phantasien aus des geistreichen Franzosen Mazois romantischem Werk: „Les Ruines de Pompéi“ in die Wirklichkeit umzusetzen. Der abenteuerliche Plan, das in diesem vielgelesenen, neuen Buch beschriebene „Schloß des Saurus“ aufzuführen, hätte sich, so hatten die Freunde erzählt, von vornherein als unausführbar zerschlagen. Aber wenigstens ein Teil desselben sollte hier, gerade hier, Platz finden: „Die Thermen des Vellius“, eine echt

antike Bäderanlage. — Peter Thümen blickte zu dem Bauplatz der halbfertigen Arkadenhalle hinüber. Würde der Herzenswunsch des Fürsten sich erfüllen? —

Wieder schob sich eine Wolke vor den Mond.

Mit leisem Seufzen wandte sich der junge Träumer und schritt dem pflegeelsterlichen Hause zu.

Auch Alexander von Humboldts Stirn hatte der Schatten der dunklen Himmelsseglerin gestreift. Er war trotz der späten Stunde noch auf, hatte bis vor kurzem am „Kosmos“ geschrieben und war dann ans Fenster getreten. An das seines Arbeitszimmers, jenes kleinen, grünen Eßzimmers mit der köstlichen Aussicht auf den Park. Nebenan lag das Schlafkabinett, das eigens für seinen Aufenthalt hergerichtet worden war.

Seit seiner Rückkehr von der Expedition nach Rußland vor wenigen Wochen war er der Gast des Thronfolgerpaars in Charlottenhof. Ihm war es recht gewesen, daß seine freundlichen Gastgeber selbst erst mit Beginn der schönen Jahreszeit zu dauerndem Aufenthalt herauskommen wollten. Die Stille und Abgeschiedenheit hier würde dem Fortschreiten seiner Arbeiten nur förderlich sein, — für sein leibliches Wohlergehen sorgte vom „Kavalierhaus“ aus Frau Thümen aufs trefflichste, — und endlich war Berlin ja nicht aus der Welt! Auch Tegel nicht, von wo „Wilhelms“ dann und wann herüberkamen.

Auch eben weilten die Gedanken des einsam Sinnenden bei dem Bruder. Hatten doch die Studenten Berlins für morgen als dem Tage der zwanzigjährigen Wiederkehr der Grundsteinlegung der Berliner Universität einen feierlichen Fackelzug zu Ehren des Mannes angesagt, der sich um die geistige Wiedergeburt Preußens und um die Begründung der reichshauptstädtischen Hochschule in schwerster Zeit so viele Verdienste erworben hatte.

Alexander von Humboldt hatte seinem jekigen Nachbarn, dem Gasaneriemeister von Lyngen, versprochen, dessen dreizehnjähriges Töchterchen morgen mit nach Berlin zu nehmen, damit die Kleine das seltene Schauspiel, das ihrem „Onkel“ Humboldt galt, von Herzen genießen könnte.

Der einundsechzigjährige Mann nickte in Gedanken verloren vor sich hin. Morgen also würde er Margot Lyngens Kind für Stunden um sich haben . . . Anna Monika, die ihrer schönen Mutter so glich . . .

Er stand am Fenster und sah in die Mondnacht hinaus. Obwohl die gläserne Wand ihn von der singenden Kälte draußen trennte, und obwohl das Kabinett wohligh durchwärmt war, spürte er den Frosthauch draußen in jedem Nerv. Eben trat der Mond wiederum hinter Wolken, — der einsame Mann am Fenster fuhr sich wie erwachend über die Stirn und mit fester Hand, als wollte er etwas in die verborgenen Winkel des Hirns zurückdrängen, über das Haar.

Es schneite.

Erst schwebten die ersten einzelnen Flocken zögernd nieder, dann wurden es rasch mehr und mehr der weißen Schmetterlinge aus dem Geisterreich, die in lautlos-wirbelndem Tanz die Luft füllten.

Rußlands Weiten erstanden vor dem geistigen Auge des Forschers. Es war ja erst kurze Zeit vergangen, daß er sie durchstreifte! Damals erst hatte er, so schien es ihm, den Winter kennengelernt. Harter, frostkniirschender Schnee auf allen Wegen und dazu des Nordostwinds Peitsche, die um halberfforene Ohren knallte. Wie er über die Steppe dahinsagte! Und wie fröhlich trotz allem die unermüdlichen Glöckchen der Troiken läuteten . . .

Und doch . . . Er erinnerte sich im innersten Herzen seiner anderen, großen, nun über dreißig Jahre zurückliegenden Forschungsreise in die Urwälder Südamerikas, die er mit herzlich geringer fremder Hilfe, ganz auf die eigene Kraft gestellt, auf eigene Finanzmittel angewiesen, unternommen und durchgeführt hatte, fast lieber als dieser transuralischen Expedition, zu der ihn der Zar, der Schwager Friedrich Wilhelms III., hatte auffordern lassen und der von seiten der zaristischen Behörden jedes nur erdenkliche Entgegenkommen bewiesen worden war. Fast zu viel wohlwollende Unterstützung und Teilnahme für seinen Geschmak. In Petersburg in einer Kette ihm zu Ehren gegebener, rauschender Feste gefeiert, hatte er oft genug schmerzlich und mißmutig die daraus entstandenen Verpflichtungen als eine Beengung empfunden, die ihn in seiner Forschungsarbeit störte und ihm die Zeit für Aufzeichnungen der wissenschaftlichen Ergebnisse nahm . . .



Durchgehende Pferde. Gemälde von Wilhelm Heberich.

Ob es nur dieser Übelstand war, der die Erinnerung an seine zweite große Reise beschattete, — oder ob nicht vielmehr ein anderes hier hineinspielte? Damals war er jung gewesen, hatte die Vikomtesse Margot d'Alibert noch nicht gekannt! Die Vikomtesse, der ihre dreizehnjährige, junge Tochter so gleich . . .

Er trat vom Fenster zurück und nahm ein kleines Schmuckkästchen aus dunkelrotem Saffianleder, das in einem Geheimschloß des Sekretärs gelegen, zur Hand. Ein Druck auf die Feder; mit leisem Knacken sprang der Deckel hoch.

Lange sah der alternde Gelehrte auf das Schmuckstück, das in elfenbeinfarbenem Sammet gebettet lag und ihn im Schein der brennenden Wachskerze anblinnte. Es war das persönliche Abschiedsgeschenk der Zarin an ihn und war nicht so sehr durch den Wert an sich kostbar, als durch die mit ihm verwobene Geschichte, die die hohe Frau ihm, dem alt-preussischen Edelmann, erzählte, als sie ihm das Kästchen gab.

In einer Audienz unter vier Augen, die ihm die einstige preussische Prinzessin gewährt hatte. —

Und in dieser Nachtstunde, in der sein Herz ihm wieder einmal um der alten Wunde willen weh tat, erinnerte er sich dieser Geschichte, richtete sich an der wehmütigen Süße, die aus ihr zitterte und eines anderen Herzens verborgensten, in schweigendem Stolz getragenen Schmerz enthüllte, auf. —

Das Schmuckstück war ein schlichtes Kreuzlein von Gold in Form eines Eisernen Kreuzes und die Geschichte beginnt im Jahre 1814.

In Berlin wurde der erste Einzug in Paris gefeiert. Alle Fenster waren illuminiert, und jubelnder Tumult füllte die Straßen.

Die Mitglieder des Königshauses, soweit sie nicht mit im Felde oder vielmehr in der siegreich eroberten Seine Stadt weilten, kamen eben aus dem Abendgottesdienst, den Schleiermacher abgehalten hatte. Der große Kanzelredner hatte auch der verstorbenen Königin gedacht, deren verkklärter Geist diesen Tag aus seligen Gefilden herab segne, und der ältesten Tochter der Toten, der Prinzessin Charlotte, waren helle Tränen über die Wangen getropft.

Jetzt aber, auf dem Weg zum Schloß, — auf diesem Weg, auf dem sich die Menge um die Karosse der königlichen Kinder drängte und Blumen, Früchte, Bonbonnieren in den offenen Wagen warf, während die vor den Pferden laufenden Berliner Schusterjungen noch Zeit fanden, zwischen Vivatsgeschrei und Auf-die-Hufe-Aufpassen Purzelbäume zu schlagen, — da lachte die Prinzessin schon wieder.

Sie war ja eben erst sechzehn Jahre alt, und heute ein Jubeltag!

Und es war auch so drollig gewesen, wie eben eine dicke Bürgerfrau unter dem Sonntagskapphut hervor zu ihrer Nachbarin gesagt hatte: „Nu blatt's aus 't letzte Loch, dei olle Vivatlampenröhr!“ Ganz deutlich hatte das Prinzesschen diese Leichenrede auf die gestürzte Kaiserherrlichkeit des Korse gehört, denn der Wagen mußte hier, Unter den Linden, im Schritt fahren, — so dicht stand die lebendige Mauer der sich wie berauscht gebärdenden, begeisterten Ovationen bringenden Menge.

Die Prinzessin strahlte. Wie schön war es, geliebt, umjubelt, vergöttert zu sein!

In beiden Armen so viel Blumen fassend, als sie zu halten vermochte, lächelte, nickte, grüßte sie unaufhörlich nach rechts und nach links.

Es war ein liebliches und zugleich romantisches Bild, das sie bot. Die nickenden Federbüschel auf den Pferdeköpfen des Galawagens warfen bizarre Schatten im rauchumschwellen, blutigen Schein der Pechtonnen, die zu Ehren des Tages in kurzen Abständen voneinander auf der breiten Mittelpromenade brannten. Im Lustgarten stiegen Raketenгарben bunt und prasselnd in den Nachthimmel, und an den offenen Fenstern wie auf den Balkonen standen hinter Reihen flackernder Kerzenflämmchen gleichfalls jubelnde und mit Tüchern winkende Menschen.

Wie würde es erst sein, wenn der König an der Spitze der siegreichen Truppen wieder heimkehren, diese selbe Straße durchs Brandenburger Tor mit der zurückgeholten Quadriga nach dem alten Hohenzollernschloß entlangreiten würde!

Prinzessin Charlotte, das Lieblingskind des dritten Friedrich Wilhelm, spürte in ihrem sechzehnjährigen Herzen, das Prunk und festlichen Glanz so liebte, nichts als Freude und Glückseligkeit . . .

Am Abend, nach der in kleinem Kreise eingenommenen Mahlzeit, kam, als man schon auseinandergegangen war, die Hofdame du jour ins Prinzessinnenzimmer. Sie hielt den Kopf in der vorgeschriebenen, steifen und würdevollen Haltung, und doch war sie ein einziges, lebendiges Kopfschütteln.

„Ich weiß schon . . .!“ Die Prinzessin schluckte, und knabberte vergnügt an dem großen Bonbon, den sie im Munde hatte. „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, wenn Sie's auch nicht sagen, liebste Schmettau!“

Sie legte das Gesicht in komisch-ernste Falten und parodierte: „Was würde da wieder die Frau Oberhofmeisterin Gräfin Voß gesagt haben, wenn sie das sehen könnte!“ Nicht wahr, so ähnlich sollte die Philippika doch lauten?“

Die taufriichen, lächelnden Züge wurden plötzlich ernst. „Ach, liebste Schmettau, sie würde vielleicht gar nichts gesagt

haben . . . heute . . . Sie würde vielleicht, nein, sicher, an die Mama gedacht haben —“

Der jungen Prinzessin Stimme schwankte. Leise endete sie: „Sie hat die Königin sehr lieb gehabt, die gute, alte Vössi!“

Auch Fräulein von Schmettau schienen Tränen in die Augen gequollen zu sein. Indessen verlor sie auch jetzt nicht die Haltung, sondern neigte nur den grauen Kopf ein wenig und meinte höchst ehrerbietig, im übrigen aber unbeirrt: „Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit, — Frau Gräfin würden bei aller Wehmut des Gedenkens an die verstorbene Majestät doch Königliche Hoheit submissiest gebeten haben, sich wenigstens allerhöchst Ihrer Zähne zu erinnern, — wenn Königliche Hoheit schon geruhen, die Konfituren der Bourgeoisie zu essen, die von unbekannter, vielleicht unappetitlicher, jedenfalls —“ sie rümpfte die Nase — „unebenbürtiger Hand in den Wagen gereicht wurden!“

Das Prinzeßchen hörte gehorsam auf, an dem Bonbon zu knabbern. Vielleicht hatte sie ihn auch unbeabsichtigt verschluckt, weil sie plötzlich lachen mußte. „Richtig, Fräulein von Schmettau! Ich glaube, Sie haben wahrhaftig recht!“ Sie nahm eine geheimnisvoll-wichtige Miene an und flüsterte: „Im Vertrauen, Liebste, ich glaube, die Gute hätte selbst die verstorbene Majestät auf die unebenbürtigen Finger des unbekannten Spenders hingewiesen und submissiest gescholten, wenn Mama doch geruht hätte, ihren Gefühlen keinen Zwang aufzuerlegen, mindestens aber im Hinblick auf Hochdero Zähne gebeten, zu lutschen, nicht zu beißen!“

Sie lachte laut auf, faßte das alte Fräulein um die Taille und wirbelte sie, sich mit ihr im Kreise drehend, dreis-, vier-, fünf-, sechsmal um den Tisch. Erst als ihr der Atem ausging, ließ sie los.

„Es war der letzte!“ sagte sie mit tragischem Pathos und wies wehmütig auf die leere Bonbonniere. „Sie waren gut! Sehr gut! Ich glaube, russisches Fabrikat!“

Ihre Augen leuchteten begeistert. „Ich liebe Rußland! Ein besonders tief empfundenenes Hurra auf alles, was mir aus dem Riesenreich unseres hohen Verbündeten kommt!“

Das Gesicht der alten Hofdame erklärte sich in einem merkwürdig gerührten Lächeln. Sie verzog dabei sogar die schmalen Lippen und fühlte eine leise Feuchte in den Augen, die auf das übermütige, ahnungslose Königskind blickten. Doch gleich darauf wurde sie sich eines unglaublichen faux pas bewußt, in dem sie sogar schon längere Zeit beharrte. Sie erschraf derart, daß sie einer Ohnmacht nahe war. Saß sie nicht auf dem Sofa, in Gegenwart der stehenden Königlichen Hoheit?

Prinzessin Charlotte mußte die Gedanken der Aufschwellenden gut erraten haben, denn sie sagte rasch: „Laß doch, Schmettauchen! Du hast gar nicht gemerkt, wie dir geschah, so schwindlig war dir von dem Herumgewirbeltwerden! Glaub' mir, ich hab' Erfahrung!“

Begütigend und schelmisch zugleich nickte sie der noch immer über sich selbst Verwunderten zu: „Was ist eigentlich los, Schmettauchen?“

Die Ehrendame weiland der Königin Luise straffte die hagere, durch den Tumult der Gefühle in der Haltung etwas lässig gewordene Figur in die vorschriftsmäßige Würde zurück. „Ein besonderer Kurier Seiner Majestät, des Königs, erwartet Königliche Hoheit im kleinen, blauen Salon. Er hat Eurer Königlichen Hoheit ein Geschenk Ihres allergnädigsten Herrn Vaters zum heutigen Tage zu überreichen. Sein Name ist Graf Alexander Fëdorowitsch Pelegin.“

Die Prinzessin war vor Freude errötet. „Und das sagst du mir erst jetzt?“

Im nächsten Augenblick war sie bereits aus dem Zimmer. Nicht weit vom blauen Salon blieb sie erstaunt stehen.

Richtig, — es stand ein Spinett drin! Und der russische Graf hatte ein bißchen lange warten müssen auf ihr Erscheinen. Schuldbewußt senkte sie das Köpfchen. Sie hatte die gute Schmettau ja gar nicht erst zu Worte kommen lassen!

Aber kurios blieb es doch, daß dieser Graf Pelegin, oder wie er gleich hieß, sich die Wartezeit so ohne weiteres dadurch verkürzte, daß er das Spinett ausprobierete!

Sie öffnete die Tür und trat ein, — etwas laut und betont nachdrücklich.

Auf der Schwelle blieb sie jedoch stehen und zog den Flügel leicht hinter sich zu. Sie hatte nicht einmal das Fehlen des Lakaien bemerkt, — ein durch den heutigen Festtummel erklärbarer Umstand, der dem Prinzeßchen, das bei aller übermütigen Ungebundenheit wieder zuzeiten recht

sehr auf Zeremoniell und Formen halten konnte, sonst schwerlich entgangen wäre . . .

Aber sie war so hingenommen, so süß berauscht von dem wunderbaren Spiel, das der ihr abgekehrte junge Mann dem Spinett entlockte, daß sie alles um sich herum vergaß.

Still glitt sie in einen der mit blumigem Seidenkreton bezogenen Sessel, stützte den Ellenbogen auf die vergoldete Armlehne und lauschte, das Kinn in die Hand geschmiegt, den fremden, bald süß und innig schmelzenden, bald brausenden, in heißer Lohe zu ihrem jungen Herzen hinüberflammenden Rhythmen.

Alle Lüster brannten zur Feier des Tages. Aber die Prinzessin, deren erste Jugend in die karge, ängstliche Sparsamkeit der schlimmsten Zeit gefallen war, meinte, sie bräunten zu Ehren des Mannes, der dort vor dem Spinett saß, auf dessen Tasten noch die schlanken Hände der Königin Luise geruht hatten, und dem Louis Ferdinand am Vorabend des unseligen Feldzugs Weinen und schluchzendes Beten, betörendes Werben und dumpfen Groll, abgründigen, wilden Schmerz und sanfte Trauer eines genialischen Herzens entlockt hatte.

Plötzlich brach das Spiel ab. Das Rauschen eines Frauenkleides, ein Atemzug aus zitternder, junger Brust mochte dem erschrockenen Grafen, der das Öffnen der Tür überhört hatte, die Anwesenheit der Prinzessin verraten haben.

„Königliche Hoheit . . .“

Alexander Fëdorowitsch Pelegin neigte sich tief.

Sie zitterte noch immer ein wenig. Aber nicht mehr ein Kind — eine Frau blickte ihn aus den schönen Augen der toten Königin an.

„Nichts von Pardon!“ wehrte sie seinen Worten. „Wer so spielt, Graf, wie Sie, darf sich nicht entschuldigen!“

Ihre Stimme bebte leise.

Dem jungen Künstler wurde wundersam ums Herz. Wie Musik klang die weiche Mädchenstimme: „Was spielten Sie, Graf?“ Sie hatte es anscheinend bereits schon einmal gefragt. Er fuhr zusammen. Tiefe Röte übergoß sein Gesicht.

„Königliche Hoheit geruhen zu fragen . . . Eigene Kompositionen.“

Seine Stimme festigte sich. In seine Augen kam ein verklärter Glanz. „Ich spielte, Hoheit, eine Galakutsch, in deren Fond die nickenden Straußenfedern der Pferde seltsam bizarre Schatten werfen, wie Arabesken, die den Schrein eines Götterbildes zieren . . . blutrot lohendes Licht der Beßfaden und schleppende Trauerfahnen aus schwarzem Rauch . . . Kerzenflämmchen in den Fenstern einer berauschten Stadt . . . Teppiche, Fahnen . . . wehende Tücher von blumengeschmückten Balkonen . . . eine jauchzende Menge, die in nicht endendem Jubel schreit, winkt, tobt, und der Prinzessin ihr Herz in den Schoß wirft . . .!“

Seine Stimme brach fast. Seine Stirn war blaß.

„Ich spielte, Hoheit, den Siegeszug einer Prinzessin, deren weiße Finger das Herz ihres Volkes halten —; das es sich aus der Brust riß, um es ihrer Schönheit darzubringen . . .!“

Drei Jahre später, an ihrem neunzehnten Geburtstag, war Prinzessin Charlotte die Braut des Zarenbruders und russischen Thronfolgers, Nicolai Romanow.

Aus Charlotte wurde Alexandra Fëodorowna. Sie, die Schmuck und Pracht so liebte, durfte sich mit den märchenhaften Schätzen der Romanows schmücken; ihr Braut- und später ihr Krönungskleid starrten von Juwelen.

Nie aber hat sie, durch lange Jahre hindurch, ein kleines, „Eisernes Kreuz“ aus Gold, das an dünnem Ketten um ihren Hals hing und Tag und Nacht auf ihrem Herzen ruhte, von sich gelassen.

Es war die Gabe, die Graf Pelegin einst der Lieblingstochter Friedrich Wilhelms aus Paris überbracht hatte, — Graf Pelegin, der kürzlich, als in den polnischen Aufstand verwickelt gewesen, erschossen worden war . . .

Alexandra Fëodorowna hatte das Schmuckstück dem märkischen Edelmann geschenkt, der unermählt geblieben war und der keine Tochter hatte, der er die Gabe (kostbar nicht so sehr durch den tatsächlichen Wert oder nicht einmal auch durch die fürstliche Hand, der sie entstammte, sondern viel mehr durch die Geschichte, die sich an das schlichte Kreuzlein von Gold knüpfte) vermachen konnte.

Als einen Gruß an die Heimat ihrer Kindheit und Jugend hatte sie es ihm mitgegeben, als er schied.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Die Kurische Nehrung. Von Frida Schanz.

Mit drei Abbildungen aus „Die Wunder der Kurischen Nehrung“. Stimmungsbilder gesammelt und herausgegeben von Otto und Helmut Stallbaum (Königsberg i. Pr., Selbstverlag, Löbenichtische Langgasse 7).

Die Kurische Nehrung, — ein Stück herber, kräftiger, spröder Schönheit, an dem die Menschen, die es kennen, die es erlebt haben oder denen es gar heimatlich eigen ist, mit einer von Leidenschaft durchzitterten Liebe hängen. Nur zur Hälfte ist die Nehrung noch unser. Ob wir sie darum wohl noch heißer, noch schmerzlicher lieben? Nur ein Landstreifen, ein Strich zwischen der See und dem von der großen Wasserfülle abgeperlten, unruhvoll bewegten, mit weißen Segeln und schweren Schiffen aus aller Welt belebten Haff, — hundert Kilometer lang, und vier an der breitesten Stelle breit, — eine Brücke, der der letzte Pfeiler nach Rußland zu fehlt, — eine Straße, — unsre Königin hat sie in harter Not in hartem Winter 1807 befahren, — ein Naturgebiet von seltsamem rauhem Zauber. Wo sie die Spitze wie einen langen Finger nach Osten streckt, steht in romantischer Waldwildnis ein verlassenes Fort. Hinter dem flieberumbuschten, historischen alten Sandfrug und dem stolzen neuen Kurhaus beginnt der mühsam angeforstete, dem Dünenlande abgewonnene Wald sich, von träumerischen Wegen durchzweigt, vom Sange der See durchrauscht, schon zauberhaft zu breiten. In steigender Schönheit zieht er sich nach Südwesten, kiefertruhig, maiblumenreich, steigt er bei Schwarzort, der ganz in dunklem Tannengrün versteckten Sommerfrische, zu ausichtsreichen Höhen mit lichtgebadetem Rundblick.

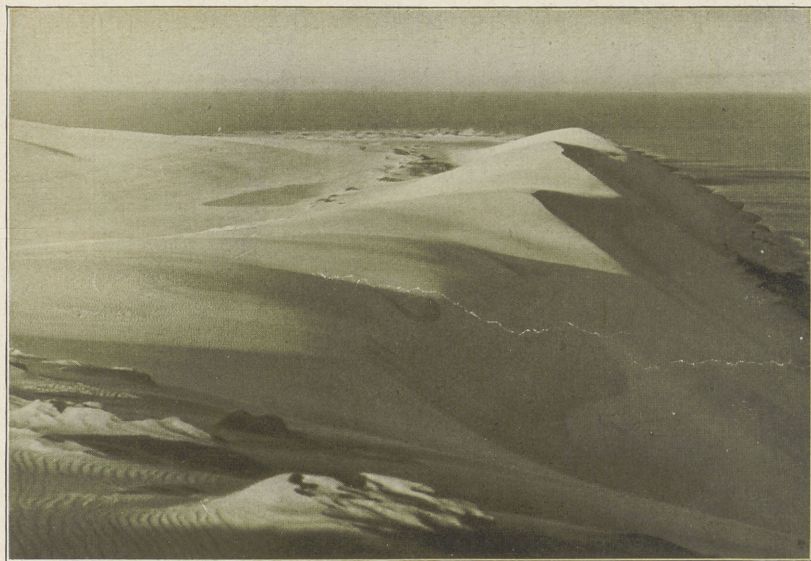
Hat man Glück, so gewinnt man in Schwarzort eine der beiden hochrädigen Kutschen mit gebietkundigem Kutscher, die bevorzugte Sterbliche ins Elchgebiet fahren, durch tiefe Furten, durch Birken und Erlengestrüpp, das



Hohe Düne bei Nidden.



Nehrungswanderer.



Düne in der Abendsonne.

vorzeitliche Wild geschickt und lautlos einkreisend. Durch die Wälder längs der alten Poststraße ziehn jetzt schon breite goldtönige Sandeschlangen. Wir kommen, wenn wir weiter wandern oder fahren, nach N i d d e n, dem alt-preußischen Fischerdorf, einem Malerparadies. Die breiten schwarzen Rähne und Kutter mit den vieredigen lateinischen Segeln tragen in holzgeschnitzten Wimpeln die uralten Namen der Besitzer. Die kleine Flotille nachts zum Fischfang hinausfahren oder im frischen Morgenwind heimkehren zu sehn, ist ein unvergeßliches Erleben. Zwischen Nid-

den und Schwarzort ist das Gebiet der Wanderdünen, ein Weltwunder nach Wilhelm von Humboldts Ausspruch. Bis zu einer Höhe von 80 Metern erheben sich die fahlen toten, aus feinstem Sand aufgetürmten Dünen, ein Stück Sahara zwischen nordischen Meeren, in den Sommermonaten von afrikanischer Luft und Hitze umflimmert. Wenn der Wind sich erhebt, bekommen die Dünenkämme jene seltsamen Rauchfahnen aus feinstem Sand, das Wahrzeichen der unbemerkbaren Wanderung. Langsam, in Jahren steigen die riesigen Urtieren gleichenden Sandwellen aus den Fluten, alles Leben begrabend; Jahrzehnte wandern sie über die Nehrung, um dann nach Jahrhunderten lautlos in das Haff zu sinken.

Hier ist das Reich des Schweigens und des Todes, aber ein Reich eines geradezu phantastischen Farbenzaubers. Soweit das Auge reicht, kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Scharf geschnittene Dünen reden ihren bizarren Kamm gegen den weitgespannten Himmel, suchen in ihren kühn

geschwungenen Flanken die Sonne von allen Seiten wie in einem Hohlspiegel aufzufangen und den Wind, der ihnen sprunghaftes, unruhvolles Leben ist. Aber weder auf der Erde noch im Himmel stört ein Laut das ewige Schweigen, außer wenn im Frühjahr oder Herbst die wilden Schwäne und das ganze Heer der Zugvögel auf ihrer Wanderung dies Reich des Todes in beschwingtem Flug durchheilen. Die Nehrung ist seit uralter Zeit eine beliebte Wanderstraße für alles fliegende Getier, das alljährlich zwischen Süd und Nord wechselt. In Rositten befindet sich eine Vogelwarte, die den Vogelzug aufs genaueste beobachtet und durch ihre abgerichteten Falken manchen geflügelten Wandersmann zu seinem Schreck zur Passkontrolle herunterholt oder auf andere Weise festhält. Meist darf er, mit einem Reif mit Inschrift versehen, wieder froh von dannen fliegen und kann in kurzem Flug nach Süden die Bernsteinküste des Samlandes und damit das Festland erreichen. Wie die Vogelkontrolle ergeben hat, treffen sich hier geflügelte Gäste aus Sibirien und Irland mit gesiedertem Volk vom kaspischen Strand und den Gebirgen des Himalaya. Mit Hilfe der Beringung ist es in den letzten Jahren gelungen, das bis dahin geheimnisvolle Woher und Wohin der Wandervogel aufzuhellen. Auf der Nehrung beringte Störche wurden am Blauen Nil, in Rhodessa, ja in dem 9500 Kilometer entfernten Basutoland an-

getroffen. Die Zugstraße der Möven und Krähen führt auf Umwegen über Ungarn und die Türkei nach Ost- und Südafrika. Die Vogelzüge bewegen sich meist mit dem Winde und mit so großer Regelmäßigkeit, daß man ihr Eintreffen an den verschiedenen für eine Raft geeigneten Etappen bis auf den Tag genau berechnen kann. Bei widrigen Winden staut sich auf der Nehrung förmlich die Vogelwelt, die dann beim ersten guten Flugtag wieder wie ausgelegt erscheint. Dieser Heereszug von tausend und aber tausend Vogelvölkern durchheilt in ununterbrochener Folge Wochen und Wochen den weiten Himmel von Süd nach Nord, von Nord nach Süd. Nach einer Vorhut von Kleinvögeln und Sperbern kommen, so weit das Auge reicht, Züge von Krähen, Drosseln, Finken, Wildtauben, Lerchen und stolzen Kranichen mit langem gereckten Hals, herrliche Riesenwinkel von Wildgänsen und zuletzt die vielfältigen Raubvögel. Woche um Woche lose Ketten von Sperbern, Bussarden, Weißen und Wandersfalken. In ihnen allen ist der Wandertrieb so mächtig, daß man in dieser Zeit Verfolger und Verfolgte meist friedlich nebeneinander sieht. Da zieht der Sperber neben dem Finken, der Falke neben der Wildtaube. Diese in jährlichem Wechsel zwischen Nord und Süd, Süd und Nord pendelnde Wanderung hat etwas vom Ewigkeitscharakter, ist ein einzigartiges Schauspiel in Europa, das den Beschauer tief ergreift.

Zerbrochenes Lied.

Von Harald Torp.

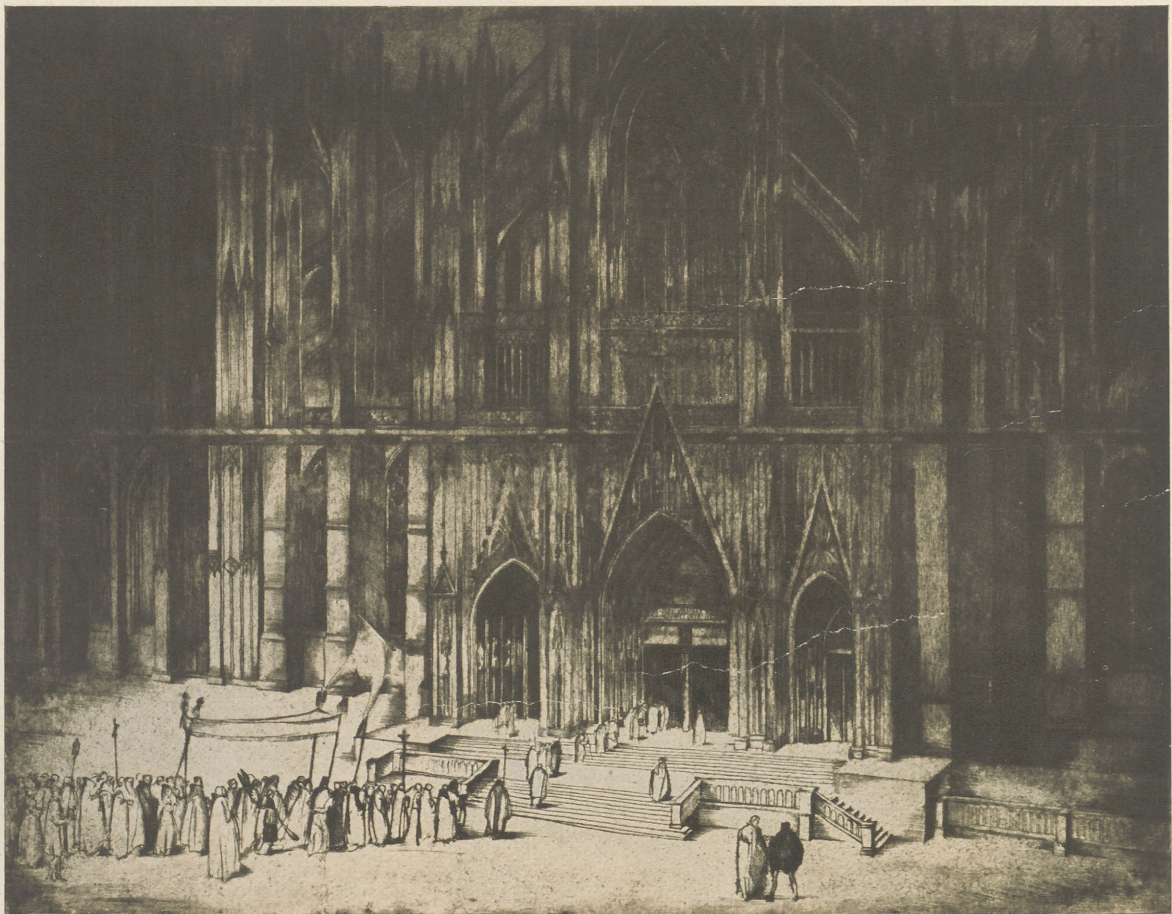
Sie sahen nach den ersten Festen
Vor aufgeschlagenen Melodien.
Hart um das Cello an den Knien
Sich seine steifen Finger preßten.
Sie aber hob die Last der Hände
Noch einmal müde zu den Tasten,
Darin sie kaum Oktaven faßten,
Und sah ihn traurig an, als fände

Sie nicht die Kraft, ihn zu begleiten.
Der Blick traf ihn nicht mehr. Sein Bogen,
Von unsichtbarer Hand gezogen,
Glitt suchend über die vier Saiten.
Da fiel sie ein. Vernehmlich schrillte
Ein Mißklang und die dunkle Weise
Zerbrach. Ein Schluchzen noch, sehr leise,
Und Tränen, die kein Trost mehr stillte.

Feierliche Graphik. Von Paul Gey.

Sepp Frank, der süddeutsche Schwarzweißkünstler, ist schon in jungen Jahren so glücklich gewesen, sich weit über den Kreis der Sammler und Liebhaber hinaus einen berühmten

Namen zu schaffen. Seine Handschrift ist so eigentümlich und prägt sich so leicht ein, daß ihn sich jeder merkt, wer auch nur einmal bewußt ein Blatt von ihm gesehen hat. Diese Blätter



Kölner Dom mit Prozession. Radierung.

haben mit wenigen Ausnahmen ein Gemeinsames: sie sind erfüllt von dem Sinn für Feierlichkeit. Immer glauben wir aus ihnen Glockenklang oder Posaunenstöße zu vernehmen. Es ist aber kein leerer Schall. Wir denken nicht an schlechtes Theater, an gespreiztes Getue. Dieser Künstler hat Wucht und Würde als Selbstverständlichkeiten, und wenn man sich sein reiches und doch sehr einheitliches Gesamtbild vor Augen führt, möchte man ihn nicht in unsrer vielfach so formlos gewordenen Zeit suchen, sondern in Jahrhunderten, wo eine Gebärde Bedeutung hatte, wo sich in den Gewandfalten Wille und Stimmung ausdrückten.

Als Sepp Frank berühmt wurde — es sind ungefähr zehn Jahre her — befand sich die deutsche Kunst sehr schlecht. Wieder einmal grübelten viel zu viele darüber nach, was sie sollte; man war zu der Erkenntnis gekommen, daß sie mit der Natur, die seit undenklichen Zeiten als ihr Muster gegolten, nicht das geringste zu schaffen hätte, und so malten, radierten, zeichneten Begabte so gut wie Talentlose lustig drauflos und nannten, was niemand verstand, Ergießungen ihres Herzens. Sepp Frank war mutig und machte nicht mit. Auch er stand mitten in der neuen Zeit. Auch ihm bereitete es keine Freude, einfach die Natur abzuschreiben. Seine Menschen insbesondere reckten sich und begannen viel ausdrucksvoller zu reden, als sie je im gewöhnlichen Leben tun. Er sah um sich, und alles brach zusammen, was groß, fast ewig erschienen war. In seinem Herzen jedoch war der Glaube an echte Größe nicht erloschen, und man kann sich vorstellen, daß seine Kunst grade im Gegensatz zu Unordnung und Niedrigkeit, zu Flattersinn und Häßlichkeit so ruhig und erhaben,

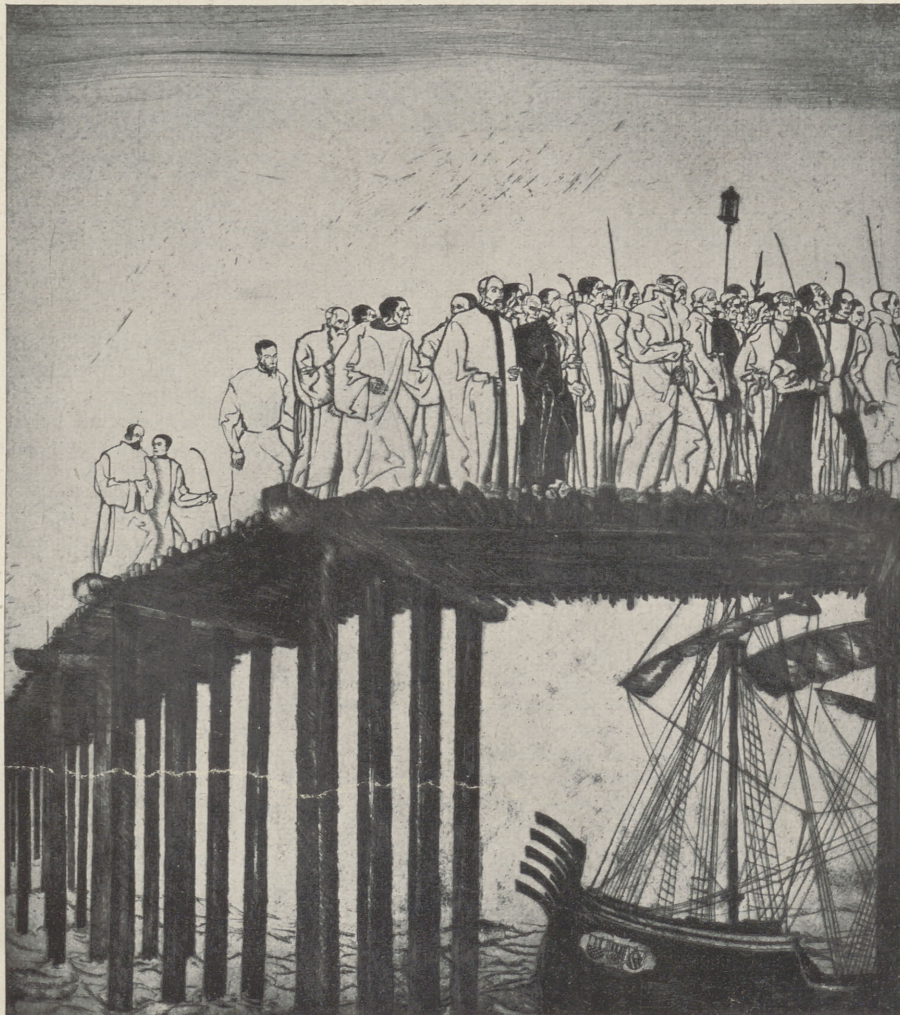
so fest, so feierlich geworden ist. Jedenfalls wirkten Franks Blätter damals wie eine erlösende Hoffnung: es gab noch Künstler, die mit neuen Mitteln und in alter Meisterschaft Großes wollten und Großes konnten. Damals wurden Sepp Franks Radierungen sehr viel verkauft; manche Blätter waren bald nicht mehr zu haben, und diese Begeisterung war kein Strohflecken oder gar eine Spekulation auf Sachwerte. Wie viele Radierer sind damals verwöhnt und längst wieder vergessen worden. Frank hat seine Stellung erhalten und befestigt. Er steht heute in erster Reihe.

Fontane bekannte seinen Mangel an Feierlichkeit, ein Wort, das oft mißbraucht wird, weil es so bequem ist, nicht feierlich zu sein. Für Form da-



Gretchen im Dom. Radierung aus dem Faust-Zyklus.

gegen war auch der alte Fontane, und er hätte nichts gegen Feierlichkeit gesagt, wenn nicht unter dieser Flagge so viele Albernheiten segelten. Wem nicht das Herz schlägt, wenn er vor dem Kölner Dom steht oder den Jammer Gretchens nachlebt, der ist stumpf und tot und kann sich mit dem märkischen Dichter nicht trösten. Sepp Franks Kunst ist feierlich. Sie erinnert in ihrer gehämmerten Pracht an die Herrlichkeiten der Novellen Konrad Ferdinand Meyers. Gern wählt auch Frank die Vorwürfe für seine Radierungen aus der italienischen Geschichte. Savonarola ist sein Held, und die ernstesten Nachtgestalten von Kriegsfürsten der Renaissance liegen ihm. Er ist kein Illustrator im gewöhnlichen Sinn, selbst wo er Bilder zu den großen Werken der Weltliteratur schafft. Er ist ein Erzähler mit der Radiernadel. Er erzählt nicht mit jener eingehenden Liebe zur Einzelheit, wie es Dürer tat oder Ludwig Richter. Aber er ist auch kein flüchtiger Andeuter wie Liebermann oder ein schwärmender Phantast wie Sevogt. Klar und fest ist sein Vortrag, manchmal von einer kalten Bestimmtheit, aber unter dem schön geschmiedeten Panzer der Form schlägt ein glühendes Herz. — Für den feierlichen Sinn Sepp Franks spricht seine Liebe zu Prozessionen. Die langsame Bewegung, der lange Zug ernster, auf ein ehrwürdiges Ziel gesammelter Gestalten — selbst in der kleinen Auswahl dieser Bilderfolge sind sie zweimal zu finden. In die majestätisch dunkle Wucht des Kölner Doms läßt der Künstler eine langgedehnte Schar Menschenlein ziehen — ein ergreifender Gegensatz, der Himmel und Erde in sich faßt. Und dann wieder wandern dichtgedrängte Pilger über eine schwankende Brücke in das Heilige Land, in das sie das



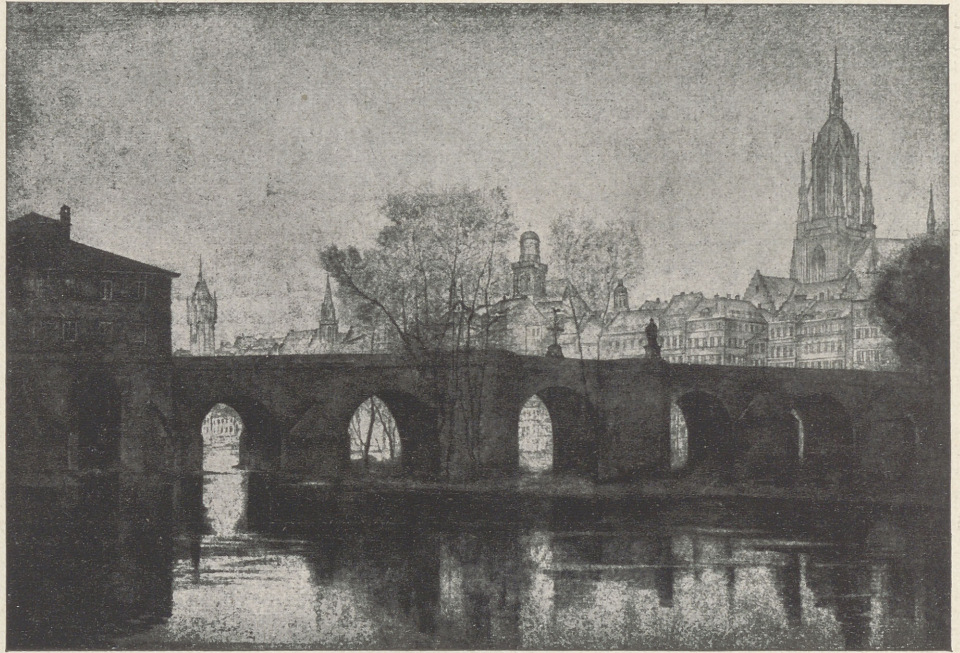
Pilgernde. Radierung.

Drachenschiff übers Meer getragen hat. Wie einfach und wie stark ist dieses Blatt komponiert und wie viel erzählt Sepp Frank auf ihm. Auch hier wieder wirkt er durch starke Gegensätze dramatisch: die dunkeln und schweren Pfeiler der Brücke, das schwarze, bauchige Schiff und darüber gegen den hellen Himmel gestellt die Pilger. Zwei Prozessionen, freilich leidenschaftlich erregte, sind auch die widereinander stehenden Scharen auf dem Blatt aus der Savonarola-Folge: links, umgeben von Gabelträgern und Senfemännern, mitten unter Armen und Enterbten, der Prediger der Gottesherrschaft, der Eiferer gegen Brunk nicht bloß und üppigkeit, sondern gegen die Schönheit und jeden, der an ihre



Radierung aus der Bilderreihe „Savonarola“.

Macht zu glauben wagt. Rechts, stärker an Rüstung und Zahl, die lanzenbewehrte Mannschaft der Medici, deren Herrschaft er brach und die doch mächtiger war als er, wenigstens im irdischen Sinne. Franks Faust-Zyklus, aus dem hier ein Blatt gezeigt wird, hat wenig mit der Bühne zu tun. Fast demütig folgt er dem erhabenen Dichter, und dennoch stellt sich sein Werk würdig neben die uns allen heilig gewordene Dichtung. Auch dieses Blatt ist einfach und sehr reich. Er hat sogar, ganz im Sinne der Tragödie, Züge von Kleinmalerei, so die ablehnende Haltung der drei steinernen Heiligen oder daß sich der böse Geist in der Gestalt einer gotischen Chimäre verkörpert. Das Pfaffende aber ist die einfache Gestalt des niedergebrochenen Gretchen, Licht ins Dämmerdunkel gestellt. — Das letzte Blatt Franks, die alte Brücke in Frankfurt, zeigt ihn auf einem neuen Gebiet, das er ebenfalls beherrscht. Hier ist er der schlichte Schilder-



Alte Brücke in Frankfurt a. M. Radierung.

rer der Wirklichkeit. Aber auch hier regt sich sein Sinn für Feierlichkeit, und wir ahnen auf dieser menschenleeren Brücke die großen Gestalten unserer deutschen Geschichte wandeln, und der Dom im Hintergrund reckt sich wie ein Held gegen den Himmel. Gewiß, es stehen moderne Häuser davor, und sie sind genau nach der Natur gezeichnet und radiert, aber sie sprechen nicht mit, so wie der Klang der Glocken den Straßenlärm über-tönt und man glauben kann, einmal nur die Stimmen von oben zu hören, ernst, eindringlich und wunderschön. So feierlich ist die Graphik von Sepp Frank.

Romeo und Julia in Japan. Von Paul Enderling.

Diese Geschichte ist nicht von mir erfunden, sie hat sich begeben. Und erzählt hat sie mir ein alter weißhaariger Reishändler, dessen zerknittertes Pergamentgesicht immer ein weltkundiges Lächeln zierte, damals, als ich auf der Reise zum Binnenmeer einige Tage bei ihm in Kyoto wohnte.

Die beiden Familien der Meizi und Toyakari standen sich spinnefeind gegenüber. Es war eine Art Erbfeindschaft, die wohl noch aus den glorreichen Tagen des Helden Iyeyasu her datierte. Immerhin waren auch sie soweit modernisiert, als sie nicht mehr — wie in der guten alten Zeit — mit ellenlangen Schwertern übereinander herfielen, sondern prozessierten und nochmal prozessierten.

Bei den Prozessen, die den ohnehin fetten Dorfrichter Kimoyi noch fetter machten, handelte es sich natürlich stets um Kleinigkeiten. Aber wenn sie sich dann auf dem Markte oder im Tempel trafen, sahen sie sich wie jene rotgelben fauchenden Drachen an, die die Chinesen in ihre Gewänder stifteten.

Und nun kam es, daß sich Syomori, der Älteste der Meizi, der jahrelang in einem englischen Konsulat bedienstet gewesen und stark europäisiert war, und Daza, die Jüngste der Toyakari, leidenschaftlich in einander verliebten. Es war der beste Witz, den sich Göttin Benten, die japanische Aphrodite, je geleistet hatte.

Es kam, wie es immer kommt: zuerst ein flüchtiger Blick im Buddhatempel auf dem Ahornhügel, dann ein geflüstertes Wort, eine leuchtende Blüte, die aus einer zitternden Hand fiel, ein Erröten und Erblassen — dann durch die Beihilfe einer Dienerin ein an einem Kirschweig befestigter Papierstreifen, und dann Briefe, Briefe, Briefe —

Aber die Freude war kurz. Man fing einen Brief auf,

zählte die Blumen im Garten und stellte die Besuche im Tempel ein.

Nun erhob sich Daza Nacht für Nacht, kleidete sich an und erstieg das zierliche, geschnitzte Türmchen an der Gartenmauer: dann stand nämlich Syomori unten. So plauderten sie, ohne sich sehen zu können und beim geringsten Geräusch zusammensahrend, aber übergelb von dem Genuß des gelungenen Abenteuers.

In einer wunderschönen Frühlingsnacht — der Birnhahn halste und die Pflaumenblüten dufteten süßer als je — konnte Dazas Bruder nicht schlafen. Er erhob sich und fand zu seinem Erstaunen die Papierwand am Garten zurückgeschoben, ein verlorener Haarpfahl brachte ihn auf die richtige Spur, und er ertappte die beiden Sünder.

Er warf einen gefüllten Blumentopf treffsicher nach Syomori und schloß die Schwester in ihr Kämmerlein ein, gefühllos, wie Brüder sind — wenn sie sich nicht in der gleichen Lage befinden.

Daza, die gern und viel in den alten, umfangreichen Ritterromanen ihrer Heimat, etwa dem „Heike-Monogatari“, gelesen hatte, entwarf tausend phantastische Pläne, deren letzte gemeinsames Harakiri oder Flucht nach dem Norden, zu dem Affenwolf der Ainos waren. Diese Briefe, die sie zu dem Geliebten hinüberzuschmuggeln verstand, waren von Tränenfluten halb verwischt.

Im Dorf wob sich ein ganzer Legendenkranz um die beiden. Man bemitleidete, bedauerte, bestaunte und bewunderte sie, und die ältesten Sagen mußten herhalten, um eine Parallele zu diesem unglücklichen, ausdauernden Liebespaar zu finden. Da veränderte sich das Bild plötzlich.

Eine herzensgute, alte Frau, die ziemlich begütert war

und darum im Dorf allgemeines Ansehen genoß, überzeugte den alten Meiji und den alten Topofari von der Zwecklosigkeit ihrer ewigen Prozesse, von denen nur Kimoji, der alte Gauner, etwas hätte, und — als dies Argument versing — von der rührenden Liebe ihrer Kinder.

Die alten harten Herzen wurden weich und das Ende vom Liede war, daß beide Familien zum Zeichen ihrer engültigen Versöhnung beschloßen, aus Syomori und Daza ein Paar zu machen.

Nein, das war nicht das Ende. Das sah ganz anders aus.

Bei ihrem ersten öffentlichen Zusammentreffen waren die beiden sehr verlegen. Sie hatten sich bisher nur immer von weitem gesehen und gesprochen und waren jetzt etwas enttäuscht. Vielleicht kamen sie sich sogar ein bißchen komisch vor. Sie waren wohl beide froh, als sie sich trennen konnten.

Auch die Briefe blieben aus. Das Hauptthema fehlte: sie konnten keine Projekte mehr schmieden und keine Klagelieder anstimmen. Das Leben war plötzlich uninteressant geworden, sehr bequem, aber auch ganz poesielos.

So entstand langsam eine gewisse Gereiztheit in ihrem Verkehr; Vorwürfe und Streitigkeiten waren an der Tagesordnung, und eines Tages sagte Daza sehr spitz: „Mir scheint,

wir haben uns ineinander geirrt. Das Beste wäre wohl, wir sehen uns nicht wieder.“

Und Syomori, der einstige Held mancher aufgepußten Erzählungen und Träume der Dorfmädchen, antwortete schnell und ohne Zaudern: „Du sagst nur das, was ich denke.“

Am nächsten Tage machte er sich nach Nagasaki auf, um sich um eine Stewardstelle auf der Niederländisch-Japanischen Dampferlinie zu bewerben, und Daza spann sich in ihr Gemach ein und las wieder wie vorher Ritter- und Liebesromane und träumte von tapferen Helden, die als Lohn für blutige Siege vom Tenno (Mikado) die schönste Sklavin als Belohnung erhielten und erhielten. Und die schönste Sklavin war stets Daza. —

Von dieser Stunde an wurde das Verhältnis der beiden Familien wieder das alte.

Ein übermütiger Hahn, der sich verslogen hatte, wurde das erste Opfer — der alte Topofari ertappte ihn in seinem Garten und schnitt ihm den Hals durch. Es ergab einen bildschönen Prozeß, dem rasch andere folgten.

Die Nachbarn waren entsetzt und schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. Nur einer schmunzelte bei dieser Wandlung der Dinge: Kimoji, der Dorfrichter!

Rinaldini und seine Gefolgschaft. Von Alfred Semerau.

In Hauffs Memoiren des Satan erzählt der Baron von Garnmacher seinen beiden Reisegefährten, dem Lord und dem Marquis, seinen anmutigen kleinen Liebeshandel mit dem phantasiervollen Backfisch Amalie, einer reichen Kaufmannstochter, einen Handel, der sich fast ganz auf die gründlichste Lektüre aller Ritter-, Räuber- und Schauerromane gründete, deren er durch die Spargroschen Amaliens in der Leihbibliothek habhaft werden konnte. Zwar seien die erhabenen Namen Spieß und Cramer nie über den Rhein oder gar den Kanal gedrungen, aber ihre Werke stünden ihm weit über allen Ritter- und Räubergeschichten Scotts, der kein andres Verdienst habe, als auf Kosten seiner Leser recht breit zu sein. „Hat der große Unbekannte“, fragte Garnmacher, „solche vortreffliche Stellen wie die, die mir noch aus den Tagen meiner Kindheit im Ohr liegen: „Mitternacht, dumpfes Grausen der Natur, Rüdengebüll, Ritter Urian tritt auf.“ Er suchte in der Leihbibliothek immer die Bücher heraus, die entweder keinen Rücken mehr hatten oder vom Lesen so fett geworden waren, daß sie ihn ordentlich angänzten. Das waren auch die rechten für Amaliens und seinen Geschmack, sicher war es ein Rinaldo Rinaldini, ein „Domschütz“, ein „alter Überall und Nirgends“ oder sonst einer ihrer Lieblinge. Und mit schauervollem Entzücken werden Garnmacher und seine Amalie auch das berühmte Lied aus dem Rinaldini gelungen haben, das sich damals und noch lange nachher der größten Volkstümlichkeit erfreute und durch ganz Deutschland wanderte: „In des Waldes finstern Gründen und in Höhlen tief versteckt.“

Wer aber von all den vielen Tausenden, die Rinaldo Rinaldini verschlangen, wußte, wer ihn geschrieben, wußte, daß der Verfasser der Schwager des berühmtesten deutschen Dichters war? Vulpius, dessen Schwester Goethe zu seiner „Geheimrätin“ sich erkor. Vulpius, den Christiane mit gutem Grund den „unglücksfälligen Theaterdichter“ nennen konnte und der sich bitter sauer werden lassen mußte, ehe es ihm ein wenig behaglicher gehen konnte. Ein gut und scharf beobachtender, nachdenklicher Junge, wuchs er als das älteste Kind eines Amtskopisten, der dann zum Archivar aufstieg, heran, ohne daß man sich um seine Erziehung viel kümmerte, schrieb schon früh allerlei Poetisches, sollte Jurist werden, beschäftigte sich aber weit mehr in Jena und Erlangen mit den schönen Wissenschaften und versuchte sich aus Neigung, aber weit mehr noch aus Zwang zeitig als Schriftsteller, da er, wie Goethe schreibt, sich und einige Geschwister unterhalten mußte. Der Götz und die Räuber hatten Schule gemacht, die gangbarste Ware wurden die Ritter- und Räuberromane, die Lesermassen konnten nicht genug solcher Nahrung bekommen. Damit war auch Vulpius der Weg gewiesen. Aber trotz allen Fleißes kam er nicht weiter. Goethe nahm sich seiner wohl gelegentlich an, aber als er nach Italien ging, verlor Vulpius, dem Goethe gute Bildung und gutes Gemüt nachsagt, auch diesen Gönner und mußte einen schäbig bezahlten Posten als Sekretär bei dem filzigen Kreisgeordneten von Soden in Nürnberg annehmen, der ihn sofort wieder vor die Tür setzte, als sich ein andrer armer Teufel fand, der für noch weniger Geld noch mehr Arbeit übernehmen wollte. Besser erging es ihm erst, als sich auf Goethes Empfehlung der Leipziger Buchhändler Göschen seiner annahm. Unermüdlich hatte Vulpius jede literarische Arbeit verrichtet, so dürftig bezahlt, daß gelegentlich auch seine Sanftmut gegen die Ausbeutung rebellierte. Schon unter dem Weimarer Theaterdirektor Bellomo hatte er Übersetzungen und Bearbeitungen von Opern, Singspielen, Theaterstücken geliefert, und als das

Hoftheater nach der Übernahme der Bellomoschen Gesellschaft gegründet wurde und unter Goethes Leitung trat, setzte er diese Tätigkeit bis zum Jahr 1805 fort. Er lieferte Prologe, Gelegenheitsgedichte, alles, was man von ihm verlangte. Jede Oper, die Goethe aufführte, ließ er von Vulpius überlegen, neu bearbeiten und in „anständige Form bringen.“ Und Vulpius übte seine Arbeit völlig souverän aus, ob sich's um Dittersdorf, Mozart oder einen der damaligen Repertoirekomponisten handelte. In manchem Winter hatte er acht Opern zu bearbeiten und man begreift seine Erbitterung über die schlechte Bezahlung, die er erhielt. Lange bekam er für die Bearbeitung einer Oper nur 2 Karolin. Die Hälfte des Geldes, das er von einer an andre Theater abgelassenen Oper erhielt, beanspruchte noch dazu, auf Grund eines Privilegs, der Konzertmeister Kranz, so daß ihm selbst nach Abzug der Abschreibebühren der Mußik, des Textes, des Postgeldes gewöhnlich nur 5, höchstens 7 Taler blieben. Er wollte durchaus eine feste Anstellung am Theater haben, bekam sie aber nie und wurde stets mit dem dürftigsten Honorar abgespeist. Aber auch seine Schriftstellerei trug ihm trotz eines erstaunlichen Eifers nicht viel ein. Der Wettbewerb war groß und die Konkurrenten, die in gesicherten Stellungen saßen, wie der Forststrat Cramer, der Schauspieler und Theaterdichter Spieß, jetzt Gesellschafter des böhmischen Grafen Künigl, Lafontaine, der einen riesigen Leserkreis hatte und von seinen Anhängern weit über Jean Paul gestellt wurde, entfielen zu jeder Messe ihre mehrbändigen Elaborate. Wenn Lessing noch über Mangel an deutschen Romanen geklagt hatte, so waren jetzt wahre Fluten von mannigfachster Unterhaltungsliteratur über die Leserwelt Deutschlands hereingebrochen. Es war die goldne Zeit des Romans, der allerlei berühmte Vorbilder nachahmte, vergrößerte, verwässerte, wie Sternes Shandy, Goethes Werther, Rousseaus Bekenntnisse, den Götz und die Räuber. Manche dieser Romanfabrikanten waren Vulpius auch an Fügigkeit und Fingerfertigkeit überlegen. Lafontaine mit seinen 200 Bänden erfand seine Erfindungen noch einmal und zum drittenmal. Aber Vulpius machte das Rennen, immer der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, so gut er konnte mit, und endlich glückte ihm ein Schlager, der seinen Namen nun auf einmal aus der Masse der Wettbewerber heraushob, wie es Cramer mit seinem Hasper a Spada, der größten Verbalhornung des Götz, und Albrecht mit seiner Lauretta Bisana gelungen war. Er ließ den dreibändigen Roman „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann, eine romantische Geschichte unseres Jahrhunderts“ 1798 erscheinen, und damit war sein Name gemacht. Er wurde an der Weimarer Bibliothek angestellt, erhielt von Jena den Doktorhut, von Karl August den Ratstitel und den weißen Falken. Nach einem überaus fleißigen Leben starb er dann 65jährig in Weimar am 26. Juni 1827, vor hundert Jahren.

Der Rinaldini gewann die Leserwelt in kurzer Zeit, Auflage folgte auf Auflage, und Vulpius, betrieblam wie er war, nutzte die Konjunktur, indem er seinem Schlager Fortsetzungen und Nachahmungen folgen ließ, ohne doch verhindern zu können, daß andre Konkurrenten sich an diesem Wettlauf beteiligten. Es hatte natürlich schon vor dem Rinaldini ganze Scharen phantastischer Räuberhauptleute gegeben, deren Taten der deutschen Leserwelt in buntester Aufmachung dargestellt wurden. Aber Vulpius brachte ein für den Räuberroman neues Moment, er verlegte den Schauplatz nach Italien und Sizilien. Nur im Süden, wo alle Leidenschaften sich ohne Tünche gaben, wo der Held im klarsten Licht erschien, konnte

die wahre Heimat eines solchen Räubers und galanten Abenteuerers sein. Wer denkt nicht bei diesem Rinaldini an Karl Moor, grade wie Vulpus auch sich in manchen Szenen und Gesprächen mit unheimlichster Treue an die Räuber erinnert hat! Ein liederlicher Bursche, ein sentimentaler Schwärmer, ein Adelsmensch und ein Verbrecher zugleich, ein Liebling der Frauen — wie anders nicht! — immer in gefühlvolle oder pikante Liebeshändel verstrickt, von einem Abenteuer ins andre mehr getrieben als treibend, lebt Rinaldini sein mit grellen Farben gemaltes Leben. Nur der Stoff wirkt, der ausgesucht und bearbeitet ist ganz mit Rücksicht auf ein Publikum, das stärksten Nervenreiz fordert. Hier wie sonst auch hatte Vulpus alles zusammengetragen, was Erfolg verheißend war: politische Begebenheiten wurden hereingezogen, mächtige Geheimbünde spukten, angenehmes Gruseln erweckend, durch die drei Bände und der Alte von Fronteja verkörperte die geheimnisvolle Macht, ohne die kein Räuberroman denkbar gewesen wäre. Dann vor allem der Held, der italienische Karl Moor! Wie bei all diesen Romanen wechselt Dialog mit Erzählung, und schwunglos, ohne jeden Versuch poetischer Schilderung oder gar fortreizender Darstellung, werden die Begebenheiten wie wirklich Geschehene, trotz sogleich auffallender Unwahrscheinlichkeit, dargestellt. Vulpus kam hier nicht über die nüchterne Sachlichkeit des Bibliothekars hinaus trotz aller dem Zeitgeschmack gemäß eingestreuten Lieder, aber bei all seinen Mängeln machte das Buch Schule. Der vielgelesene Albrecht, der für seine Produktion immer gern den Süden als Schauplatz bevorzugt hatte, gab einen Roman „Dolko, der Bandit, Zeitgenosse des Rinaldo Rinaldini“ und Seidel seinen „Eugenius Skoko oder der Seeräuberkönig auf Cormata“ heraus, um nur diese beiden zu nennen. Aber auch im folgenden Jahrhundert blieb der Roman des großherzoglichen Rats Vulpus das Vorbild und Muster aller Nachfahren, nur traten jetzt noch als weiteres Nothmittel das grelle drastische Titelbild oder gar eine ganze Folge von Illustrationen hinzu, die die Phantasie der Leser sogleich in die rechte Bahn leiteten. Da sah man z. B. eine eingestürzte Brücke, unter der ein Menschenknäuel mit dem Tode ringt, mit der Unterschrift: „Mit dem rechten Arm hielt er die Geliebte fest umschlungen.“

Doch die gute alte Sitte der vergangen Zeit, wo die Verfasser sich mit ihrem vollen Namen zu ihren literarischen Taten bekannten, war jetzt vergessen, und „Der bayrische Hiesel“, „Die Banditen von Nizza“, „Das graue Felsenmännchen“, „Die Geheimnisse des Böhmerwaldes“, die in Quedlinburg, Prag, Leipzig, Elberfeld, Dresden gedruckt wurden, zogen anonym durch ihre weite Heimat. Aber bei diesen Nachfolgern des Rinaldini merkt man auch sonst noch, daß sie Kinder einer neueren, schneller lebenden Zeit sind. Vom behaglichen Ausspinnen einer Situation ist keine Rede mehr, größere Schilderungen sind fast verpönt; alles ist potenziert, verstärkt: das Schicksal eilt; die Ereignisse häufen sich; der Dialog ist lebhafter; die Verwicklung komplizierter; mehrere Handlungen greifen ineinander; der Rohstoff wird immer mehr der Herr, es ist schließlich ein ganzer Sieg des Materials. Aber wenn wir genau hinblicken, sind all diese Produkte, diese Ritter-, Geister-, Schauer-, Räubergeschichten, nichts anderes als die Reste der romantischen Dichtung, die sich tief unter den wogenden Fluten der literarischen Bewegung ein ungestörtes Dasein gerettet haben. Hier haufen noch im Exil die Geister der Romantik in ihren Nebenlinien, hier finden sich die entfernten Bettern des blonden Ekbert, Thiodolfs und Huldbrands und die zahlreichen Basen der schönen Genoveva, Undinens, Berthas und Magelones, die weltentrückten Wälder, die einsamen Seen, die gefesteten Burgen und der ganze Zauberapparat jener wundersamen Märchenwelt, die einst auch andre Sinne gefangen hielt als die, die sie später entzückte. Man weiß, daß alle geistigen Bewegungen nur langsam und allmählich nach unten steigen, und wird sich nicht wundern, hier in wundersamster Vermummung die verschollene Romantik wiederzufinden. Aber in diesen Nachfahren Rinaldinis wie in ihrem Muster gibt es doch wieder ein Gemeinsames: wohl kann — und muß im Interesse des Verfassers wie des Lesers — das Böse, das Laster eine lange Weile triumphieren, aber endlich siegt doch in voller Glorie Unschuld und Tugend und das Laster erfährt die längst verdiente Strafe oder wird — von einem besonders wohlwollenden Verfasser und mit Zustimmung der nachsichtigen Leser — mit der tröstlichen Aussicht auf Besserung entlassen, wonach alles versöhnt in Frieden ist.

Was sagt uns die Kinderschrift? Von Frau B. M. Weiß, Mannheim-Tendenheim.

Der Krieg und der nachfolgende wirtschaftliche Zusammenbruch hat unserem Vaterlande Wunden geschlagen, von denen es sich nur sehr langsam erholen wird. Um uns überhaupt in absehbarer Zeit wieder emporzuarbeiten, ist es in erster Linie notwendig, ein an Geist und Körper gesundes, widerstandsfähiges und moralisch hochwertiges Geschlecht heranzuziehen.

Sind wir auf dem Wege dazu? Ja und nein. Durch Sport versuchen wir zwar, den Körper der heranwachsenden Jugend, ja sogar schon des kleinen Kindes, zu stärken, den Willen zu stärken und den persönlichen Mut zu heben, aber die leichte Moral der Nachkriegszeit arbeitet unseren Bemühungen außerordentlich schädigend entgegen. Täglich mehrten sich die kriminellen Verfehlungen Jugendlicher; man denke nur an das furchtbare Leiffelder Eisenbahnattentat. Die Demoralisation spricht überall eine deutliche Sprache ernster Warnung. Eltern und Erzieher müssen daher schon in der frühesten Jugend des Kindes seine Entwicklung mit Wachsamkeit verfolgen und darauf bedacht sein, die guten Anlagen des Kindes zu fördern und zu festigen, die ungünstigen rechtzeitig zu erkennen und nach Möglichkeit zu unterdrücken.

Ein wertvolles Hilfsmittel zur Erforschung des Kindes besitzen wir in seiner Handschrift. Die Ansicht, daß eine Kinderhandschrift zur graphologischen Beurteilung nicht geeignet sei, da das Kind noch zu sehr an gelernte Formen gebunden wäre, ist durch die bisherigen Ergebnisse der Untersuchungen widerlegt, wie wäre es sonst zum Beispiel möglich, daß der Lehrer schon in den unteren Klassen ohne die Namen der Kinder zu lesen, weiß, welchem das betreffende Heft gehört. Allerdings muß gesagt werden, daß die Forschungen über die Kinderschrift noch nicht als abgeschlossen gelten können, um so mehr, als sich nur einige wenige Forscher der Schrift mit dieser mühsamen Arbeit befaßt haben. Hervorragendes hat in dieser Beziehung Frau Minna Becker, Hamburg, geleistet. Je mehr wir aber dahin gelangen, dem Kinde auch bezüglich seiner Schrift Freiheit zuzubilligen, desto schneller werden wir auch seine Eigenart erkennen lernen.

Der Charakter eines Kindes ist im Werden begriffen, daher ist es selbstverständlich, daß seine Schrift auch keinen fertigen Charakter zeigen kann, wie dieses bei einem Erwachsenen der Fall ist. Es kommt ja auch schließlich darauf an, hervortretende Anlagen und Charaktereigenschaften zu erkennen und auf sie hinzuweisen, und dieses ist dem Auge eines geschulten Graphologen möglich.

Je kräftiger ein Kind entwickelt ist, um so druckschwerer

wird es schreiben. Ob ein Kind Stetigkeit in seiner Arbeit besitzt, oder ob es zur Flüchtigkeit neigt, ob man auf seine Wahrheitsliebe bauen kann, wie stark der Einfluß der Entwicklungsjahre auf seinen Körper und Geist ist, ob nervöse Störungen vorhanden sind, wird in vielen Fällen aus der Schrift erkennbar sein.

*Postkutsche von
L. Minna mußte,
nicht nur viel*

Schriftprobe 1.

Schriftprobe 1 zeigt ein willensstarkes, geistig normal entwickeltes, tüchtiges Kind. Dagegen zeigt Schriftprobe 2,

*L. Minna: Puff, puff, Puff.
Puffen muß der Bogen-
und Pfeil im Wald
Küßchen Schatzen schreien
! den Gut den unruhigen
Küßchen schreien noch Küßchen.*

Schriftprobe 2.



Bildnis eines holländischen Edelmannes. Gemälde von Bartholomeus van der Helst (1613—1670)
Original im Besitze der Kunsthandlung Karl Haberstock, Berlin W.9

daß hier ein schwacher und flatterhafter Charakter vorherrscht, bei dem es von größter Wichtigkeit sein wird, Wille und Energie zu stärken, damit das Kind im späteren Leben nicht als Spielball seiner Schwächen den Anfechtungen des Alltags unterliegt.

Wie wichtig ist es, eine Anlage zur Lüge so frühzeitig als nur irgend möglich zu unterdrücken! Aber es kommt darauf an, daß Eltern und Erzieher erkennen, aus welchem Grunde das Kind sich der Unwahrheit bedient. Nur diese Erkenntnis wird den Weg zur Behandlung des Übels weisen und das richtige Maß und die zweckmäßige Art der Strafe finden lassen. Es wäre weit gefehlt, ein aus übergroßer Phantasie lügendes Kind genau so zu bestrafen wie jenes, das aus Schlechtigkeit und Bösartigkeit lügt.

Der für "unf" und "unb" ziff, ziff
 Lüggen und der Lufusken
 im Kulte unb. Wir lüg
 ihm Lufun und Lufun zu
 un und Lufun und

Schriftprobe 3

Schriftprobe 3 zeigt ein solches Kind. Die Schrift ist oben abgerundet, was häufig ein Zeichen des Verbergens und übermäßiger Verschlossenheit ist.

un wir un die Lufun. Un Luf
 Lufusken. Un die Lufun
 un die Lufun mit Lufun
 un die Lufun Lufun. Un ge
 Lufun. Un die Lufun
 Lufun. Un die Lufun

Schriftprobe 4

Schriftprobe 4 zeigt ein flatterhaftes, zerstreutes, leichtsinniges Kind, dem alles gleichgültig ist, an ihm prallt jeder

un im Lufun, un
 mal, Lufun zu
 un im Lufun
 un im Lufun

Schriftprobe 5

un im Lufun, un
 Lufun, Lufun,
 un im Lufun

Schriftprobe 6

Tadel wirkungslos ab. Die ganz unterbrochene Schrift — jeder Buchstabe steht für sich — hat noch eine besondere Bedeutung, die ich auf Anfrage gern zu erklären bereit bin.

Schriftprobe 5 und Schriftprobe 6 sind eine interessante Gegenüberstellung einer tüchtigen und einer schlechten Schülerin einer höheren Schule, beide aus derselben Klasse. Die vielen abwärts gerichteten Striche, die noch dazu spitz zulaufen, zeigen bei Schriftprobe 6, daß sich hier sehr viele höchst unangenehme Charaktereigenschaften, Trotz, verletzende Kritik, Neid usw. schon heute unangenehm bemerkbar machen.

Auch Störungen in den Entwicklungsjahren zeigen sich häufig in der Schrift durch plötzliche unermittelte Druckstellen in den Unterlängen an, wie dies bei Schriftprobe 7

Lufun im Lufun
 un im Lufun
 un im Lufun

Schriftprobe 7

erkennbar ist. Überhaupt zeigen die heutigen Kinderschriften häufig ein sehr nervöses Gepräge.

Ein trauriges Kapitel ist die erbliche Belastung! Die

un im Lufun

un im Lufun
 un im Lufun
 un im Lufun

Schriftprobe 8

folgende Schriftprobe 8 eines vierzehnjährigen Knaben gibt dafür ein erschütterndes Beispiel. Der Großvater war Morphinist, die Großmutter wies querulatorische Züge auf, ein Onkel war hörschwerer Krüppel. Der Junge — vierzehn Jahre alt — ist spät entwickelt, reizbar, leicht erregbar. Er ist nicht in der Lage, ein einziges Wort gerade zu schreiben.

un im Lufun
 un im Lufun
 un im Lufun

Schriftprobe 9

Schriftprobe 9 zeigt zum Schluß einen an Epilepsie krankenden dreizehnjährigen Jungen, dessen Mutter und Onkel ebenfalls an dieser Krankheit leiden. Die Schrift zeigt die völlige Haltlosigkeit des Kindes.

Soweit es hier in dem kleinen Rahmen eines kurzen Artikels möglich war, habe ich versucht, auf die engen Zusammenhänge zwischen der geistigen und körperlichen Entwicklung eines Kindes und seiner Handschrift hinzuweisen. Durch interessvolles Zusammenarbeiten von Eltern, Erziehern und Graphologen können die Forschungen auf diesem interessanten Gebiet gefördert und dem Kinde unschätzbare Dienste geleistet werden, wodurch ein weiterer, bedeutender Schritt getan wäre zur Förderung und Veredelung der höchsten unserer Güter, unserer Kinder!

Das Dorfkind denkt, wenn es Sehnsucht hat:
Da ferne — da liegt eine bunte Stadt!

Der Städter denkt in der Mauern Bann:
Da ferne — da fangen die Felder an. f. s.

Wohlfahrtspflegerinnen, die sich dem Polizeidienst widmen wollen.

Bekanntlich werden für diese den Frauen neueröffnete Berufsart jene Kräfte bevorzugt, die in der Wohlfahrts- und Fürsorgearbeit tätig sind. Der Eintritt von Wohlfahrtspflegerinnen in die weibliche Polizei ist nach einem Erlass des preussischen Wohlfahrtsministers neu geregelt und kann schon nach 9 Monaten nach bestandenen Wohlfahrtsexamen erfolgen, wenn 1. Bewerberinnen, die ihre Prüfung in der Gesundheitsfürsorge bestanden, über eine neunmonatliche Tätigkeit auf diesem Gebiete, wie auch eine dreimonatliche erfolgreiche Tätigkeit in der Gefährdeten-Fürsorge nachweisen können, wobei andernfalls das letzte Viertel des Probejahres in letzterer abzuleisten ist; 2. Bewerberinnen, die ihre Prüfung in der Jugend-Wohlfahrtspflege bestanden, eine dreimonatliche Tätigkeit in der Gefährdeten-Fürsorge innerhalb der neunmonatlichen Probezeit abliefern, wobei die staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspflegerin alsdann drei Monate nach erfolgter Einstellung in die weibliche Polizei — auf alle Fälle

vor der planmäßigen Übernahme — nachgeholt wird. Jenen Bewerberinnen jedoch, die ihre Wohlfahrtspflegerinnenprüfung in der Wirtschaftsfürsorge bestanden haben, wird diese Vergünstigung nicht zuteil. Sie müssen bei Übertritt in die weibliche Polizei die Ableistung eines vollen Probejahres und die staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspflegerinnen, wie auch eine dreimonatliche erfolgreiche Tätigkeit in der Gefährdeten-Fürsorge nachweisen.

Diejenigen Leserinnen, die sich dieser Wohlfahrtspflege widmen wollen, erhalten nähere Auskünfte auf den zuständigen Berufsberatungsämtern. Der Beruf selbst ist natürlich voller dankbarer Aufgaben, aber er ist nicht leicht. Nur körperlich ganz feste und mit den Nerven voll intakte Persönlichkeiten kommen in Frage. Sie müssen bereit sein, ohne Scheu mit Elementen aller Art in Verbindung zu kommen. Viel Liebe und viel Überwindung gehören zur Polizei-Wohlfahrtspflege.

R. F. P.

Der Küchenschrank der Amerikanerin.

Sieht man nicht bei der Betrachtung dieses Küchenschrankes im Geiste die kleine Amerikanerin vor sich? Praktisch, energisch, sehr lebendig und doch eitel und ein klein bißchen puppenhaft oberflächlich. Das beweist der „Spiegel für einen prüfenden Blick“. Gewiß, man soll auch bei der Küchenarbeit nett und adrett aussehen, aber dieser Spiegel tut's wahrhaftig

nicht. Er ist gerade groß genug zum Pudern des Näschens und zum Benutzen des Lippenstifts. Beides schätzt die deutsche Hausfrau wenig, aber nach getaner Arbeit geht sie in ihre Schlafstube oder das Badezimmer und wäscht sich das Gesicht mit Wasser und Seife gründlich frei von Staub und Hitze.

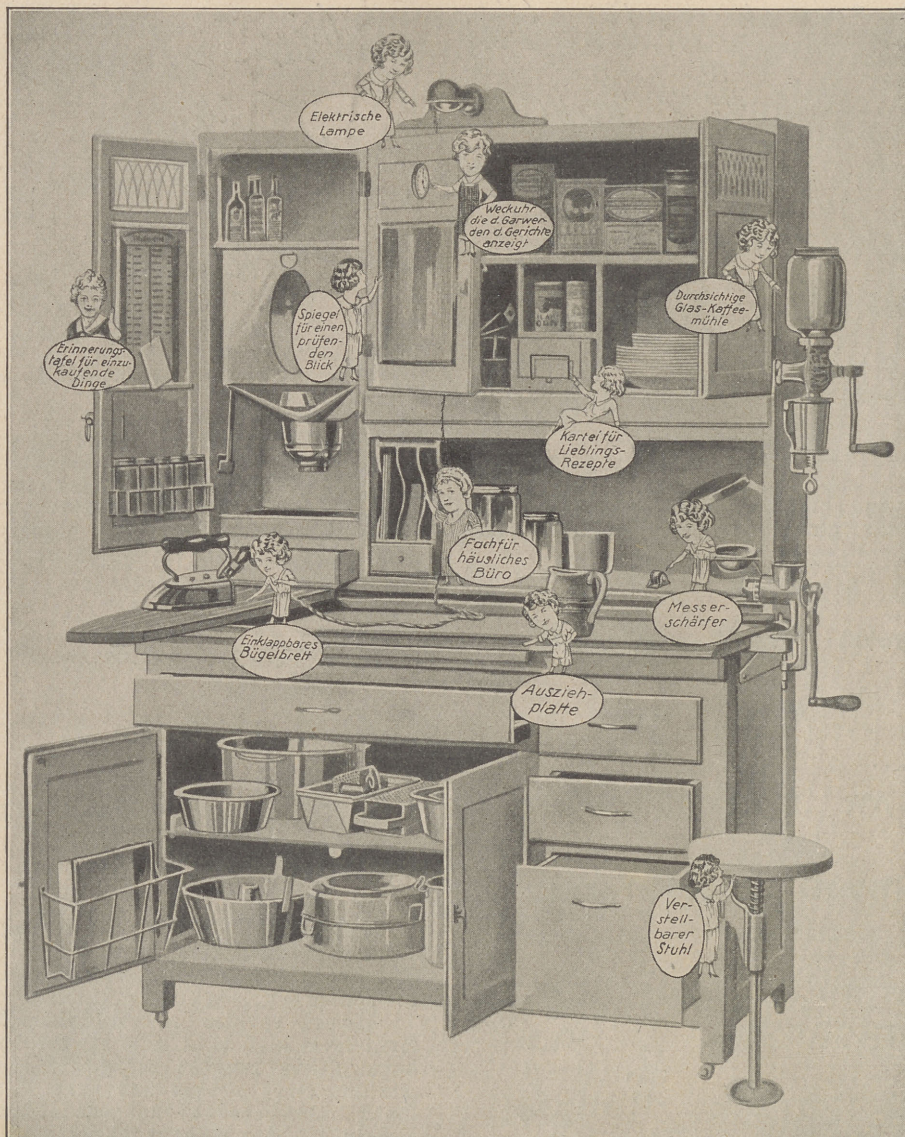
Praktisch ist die elektrische Lampe, denn man wird sich des Abends beim Schein des

Küchenpendels meistens im Licht stehen. Die Weckuhr, die das Garwerden der Gerichte anzeigt, kennen wir schon in Gestalt der Eieruhr, ob es durchführbar ist, andere Gerichte nach der Uhr zu kochen, erscheint zweifelhaft. Auch die „Erinnerungstafel“ für einzukaufende Lebensmittel ist schon seit Jahrzehnten in der deutschen Küche zu finden. Praktisch ist auf jeden Fall die Ausziehplatte und das „Fach für das häusliche Büro“. Hier steht das Ausgabenbuch, ein Notizbuch mit den Adressen von Handwerkern und Lieferanten, Spezial-

Kochbücher usw. Ebenso ist die Kartei für Rezepte sehr willkommen. Eine derartige Kartei kann sich jedoch jede Frau, ganz unabhängig vom Besitz eines Universal-Küchenschrankes, einrichten. In Schreibwaren- und Büroartikelgeschäften bekommt man entsprechende Kästen mit den dazu gehörigen Karten. Mit einem Schlage verschwindet die Zettelwirtschaft

und das unübersichtliche System des Einschreibens und Einlebens von Rezepten in Schulhefte.

Doch weiter in der Kritik unseres U. S. A. - Schrankes! Der Messerschärfer, fest angebracht und „immer bereit“, scheint praktisch und nachahmenswert zu sein, das einklappbare Bügelbrett hingegen sieht etwas winzig aus; nun ja — die Amerikanerin läßt die große Wäsche außer dem Hause waschen. Der Drehstuhl sollte nicht mit dem Schrank verbunden sein, damit man ihn überall in der Küche benutzen kann. Der lange Rede kurzer Sinn: Eines schickt sich nicht für alle! Was in der amerikanischen Küche erforderlich ist, stellt für die deutsche noch lange keine Notwendigkeit dar, aber das, was diese an auch für uns Brauchbarem bietet, sollten wir auch bei uns einführen und uns darüber freuen, daß Hausfrauengeist noch überall auf der Welt Schwierigkeiten zu überwinden, Verbesserungen zu erfinden verstand. G. R.-S.



Amerikanischer Küchen-Wirtschaftsschrank mit figürlicher Erläuterung seiner verschiedenen Funktionen. Aus „Der neue Haushalt“ von Dr. Erna Meyer (Französische Verlagshandlung, Stuttgart).



Kappe aus beigefarbenem „Velours soleil“ mit römisch gestreiftem Ripsband.

Die Kappe ist klein, randlos, knapp eng dem Kopfe anliegend, oft turbanartig gewunden. Einem jungen Gesicht mit feinen Zügen wird sie gut stehen. Der Turban, der ebenfalls wieder einmal modern, wird aus Gold- oder Silberbrokat gewunden und ist in Verbindung mit langen Ohrgehängen für den Abend und für die „interessante Frau“ bestimmt. Diplomatisch ist es, zu der mit weich fallender Krempe das Antlitz beschattenden Glocke zu greifen. Daß diese Krempe in all ihrer Weichheit und Biegsamkeit eine schöne, fleidsame, malerische Linie ergibt, ist heute der Ehrgeiz der Putzmakerinnen. Die Garnierung eines Hutes bietet augenblicklich wenig Gelegenheit zur Entfaltung von Phantasie, Geschmack und Geschick — seine Form bedeutet alles.

Das Material des Tages ist „Velours soleil“, ein Mittelding zwischen Zylinder-samt und Filz. Es ist bedauerlich, daß die

Filz und Samt.

Beim Wechsel der Jahreszeiten, der zugleich immer Wechsel der Mode ist, sind die Hüte stets zuerst an der Reihe. Sie sind am frühesten „heraus“ und es ist der Ehrgeiz der Dame, ein solches auf Herbst und Winter hin-deutendes Gebilde zu erstehen, wenn die Bitterung noch so milde ist, daß man ge-troßt im Sommerkleid spa-zieren gehen kann. Das gleiche wiederholt sich, nur mit einem gewissen Temperaturunterschied, im Frühjahr.

In diesem Jahr haben wir nun die Wahl zwischen der Kappe und der mittelgroßen Glocke.



Glocke aus silbergrauem „Velours soleil“ mit marine-blauer Krempe und Steppereiverzierung.



Mittelgroße Glocke aus schwarzem Filz. Die Unterkrempe ist mit Zylinder-samt be-
legt. Band aus Zylinder-samt. Sämtliche
Modelle: Marion Conrad, Berlin.
Aufnahmen: H. E. Kiesel.

Modenindustrie keine deutsche Bezeich-nung dafür geprägt hat. Velours soleil besitzt die Weichheit des Fil-zes, weist aber im Gegensatz zu diesem einen matten Glanz auf — keinen so strahlenden, spiegelnden wie der Zylinder-samt, wes-halb der Ausdruck „Sonnen-samt“, wollte man Velours soleil wörtlich übersetzen, keineswegs gerechtfertigt wäre. Velours soleil wird mit Filz zusammengesetzt und Filz mit Samt, Samt hin-wiederum mit Velours soleil, die Möglichkeiten sind schier uner-schöpflich. Neben vielen schwarzen Hüten sieht man auch manchen ma-rineblauen, denn seit etwa zwei Jahren hat man marineblau wieder als Farbe entdeckt und wählt es gern zu winterlichen Jackenkleidern und Mänteln.

Eine Klasse für sich bilden die zwei-farbig zusammengesetzten Hüte, Kopf und Krempe verschieden, die in diesem Winter sehr modern zu werden scheinen. Detta.

Die Frau des Künstlers.

Von dem Lorbeer, der die Stirn des Schaffenden krönt, sollte man eine Krone winden für die Frau des Künstlers. All die vielen Hymnen, die man seiner Kunst singt, sollten erklingen zu einem gewaltigen Lied, das kündigt von dem schweren, opferreichen Weg, den die Frau des Künstlers geht. Sie allein beachtet mit ihrer Hände Arbeit, mit reicher geistiger Kraft, mit differenziertem Einfühlen in die Psyche des Schaffenden den Boden, aus dessen Bereich Schaffenskraft und Gestaltungsvermögen emporblühen können. In ihrem Dasein fließen die Berufe und Pflichten, die Einzelschicksal der anderen Frauen sind, zusammen und laden ihre Bürde auf eines Men-schen Schulter. Nur straffste Organisation und der zähe Wille, die manuellen Dinge zu meistern und sie unterzuordnen unter das Frau- und Kamerad sein können ihr Heim und ihre Nähe beglückend gestalten. In den meisten Fällen schafft der Künst-ler im eigenen Hause, und darin liegt vielleicht die größte aller Forderungen. Er ist in ständiger Berührung mit der Atmo-sphäre seines Hauses und von ungeheurer Sensibilität für die leiseste disharmonische Strömung. Einerseits muß es die Frau verstehen, ihm alle kleinen Dinge des Alltags und des Haus-wesens fernzuhalten, die Stille seines Schaffens zu bewah-ren vor Geräuschen und Störungen, die ihn aus dem Hinge-geben sein an seine Arbeit herausreißen könnten, andererseits führt sie ihm das ständig unruhvolle Leben in Gestalt der zahlreichen Gäste und Besucher zu. Sie hat das gesamte ge-schäftliche und gesellige Leben, das bei einem Künstler die Aus-schäfte eines bürgerlichen Hauses bei weitem überragt, zu über-blicken und sorgsam zu prüfen, ob sie einläßt oder abweist. Intuitiv muß sie die Wichtigkeit eines Besuches erfassen, eine Abweisung am unrichtigen Ort kann ein für allemal eine glänzende Verbindung zerstören. Auf der andern Seite darf

die Arbeit des Künstlers nicht dauernde Unterbrechung er-leiden, denn für ihn ist es nur in den seltensten Fällen mög-lich, dort anzuknüpfen, wo er aufgehört, die Stimmung wieder-zugewinnen, in der er schaffte.

Die Geselligkeit ist eine der ersten Forderungen, sie ist die lebende Reklame, die der Künstler um sich baut, seine Frau ist ihre Hauptträgerin. Für jeden muß sie ein freundliches Wort haben, ihr Lächeln macht Ablehnung, Schroffheit und Zerstreuung des Künstlers vergehen, ihr freundliches Geplau-der beschwichtigt die Ungeduld wartender Besucher, die liebens-würdige Beherrschtheit ihres Wesens überbrückt die tausend Klassenunterschiede ihrer Gäste, sie findet den rechten Ton zum einfachen Handwerker wie zu den höchsten offiziellen Kreisen, zu den anderen Künstlern. Stärker als andere kommt sie mit den Kontrasten von arm und reich, angesehen und gering geachtet, in Berührung, die eine ständige Nuancierung ihres Seins beizien.

Die erhöhte Geselligkeit erfordert manchen Aufwand an Zeit und Geld, beides Dinge, über die die Frau des Künstlers meistens nur in geringem Maße verfügt. Das Schicksal hat selten seine Gaben im Übermaß für einen Menschen bereit, der Künstler hat meistens seine Kunst, ein Kapital, aus dem sich sehr schwer und in den meisten Fällen auch nur in zweiter Linie ein Vermögen erwerben läßt. Und fließt schon der Strom des Geldes, so zerfließt er sehr bald durch die Intensität der Hingabe an Leben und Augenblicksgenießen. Auch hier müssen zarte Frauenhände zugreifen, die Frau muß sich belasten mit den pekuniären Verwaltungsschwierigkeiten, mit oft sehr uner-freulichen Auseinandersetzungen und im gegebenen Fall mit den Sorgen und Nöten des materiellen Lebens. Sie muß wirtschaften können, wie jede ganz ausgesprochene Berufs-hausfrau, ihr Geld muß reichen für Haushalt, Geselligkeit und

Kleidung, einem sehr wichtigen Faktor in ihrem Leben, da das Auge des Künstlers jeder Schönheit besonders zugänglich ist. Der Typ der modernen Künstlerfrau ist der Typ der mondänen Frau mit besonders apertem Einschlag. Das eben erfordert Geld oder viel Zeit. Durchschnittlich ist die Künstlerfrau ihre eigene Schneiderin, Jose, Friseurin usw. Ihre Frisur entbehrt nicht der Gepflegtheit der großen Dame, ihre Hände, diese nie ruhenden, überall wirkenden Hände, sind zart und weiß und manikürt und ihre Kleider tragen eine Eigenart des Schnittes, des Farbliehen und der Zusammenstellung, wie sie ein Konfektionskleid niemals haben kann. Eine gleiche Abgestimmtheit und Gepflegtheit beansprucht das Heim, das vor allem nie der Harmonie und des Ruhevollen entbehren und doch die Kräfte und Zeit der Künstlerfrau nie derart intensiv in Anspruch nehmen darf, daß ihr Interesse mehr dem toten als dem lebenden Inventar des Hauses angehört.

Doch alle diese äußeren Forderungen, die so zahlreich gestellt werden, sind ein Nichts gegen das Ausmaß von Kraft und Größe des Innern, das die Künstlerfrau aufbringen muß, um den Rhythmus des beiderseitigen Daseins in Harmonie zu erhalten und bei allem Eingehen auf den andern die eigene Persönlichkeit nicht zu verlieren, die ja schließlich die Basis der Ehe war. Nicht immer leicht ist der Verzicht, wenn die Frau selbst Künstlerin ist und ihre eigene Arbeit um des Mannes willen zurückstellen muß, schwerer noch ist es, diese Arbeit neben allem andern zu behaupten und die ungeheure Konzentration und Umstellung für das eigene Schaffen zu erringen.

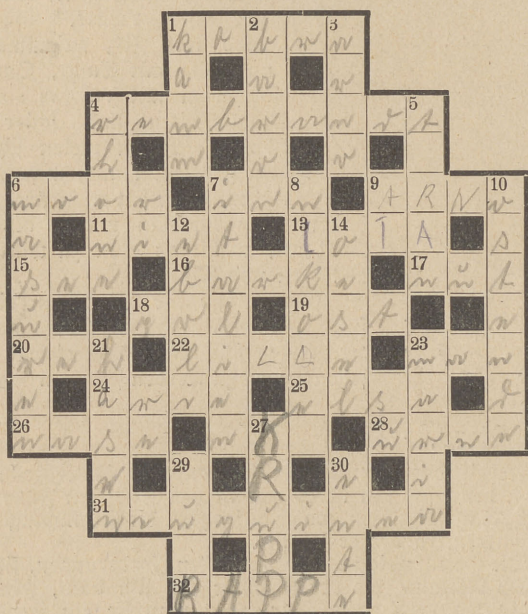
Rein psychisch genommen ist die Hingabe des Künstlers an seine Arbeit viel, viel stärker als bei allen andern Berufen, unendlich vieles Erleben, so manches Mitteilungsbedürfnis

wirkt sich im Kunsthandwerk aus und bestimmt die Frau oft einsam zu sein, dem geistigen Weg des Mannes freiwillig zu folgen oder zurückzubleiben. Eine starke Kraft des persönlichen Erlebens erfordert dies und eine ungeheure Energie, aus eigenem Antrieb weiterzukommen, die Ideenwelt zu bereichern und auch ohne den Austausch das Interesse nicht zu verlieren, um immer wieder gebend und anregend sein zu können. Innere Größe und Vertrauen, sogar Verzicht muß die Frau zeigen gegen den oft eigenwilligen, rücksichtslos erscheinenden Weg des Mannes, der viel neue Menschen, fremde Atmosphären, Lösung von der Gewohnheit braucht. Welches Übermaß von Selbstverleugnung gehört dazu, die intensive Hingabe an Fremdes, oft Wertloses, nur Schillerndes zu billigen und zu verstehen, die Notwendigkeit der Abkehr und des Zurückkommens in die kleine stetige Welt des eigenen Heims zu begreifen, das oftmals nur Zufluchtsort bei Fehlschlag, Enttäuschung und Ärger ist, während die laute Freude des Gelingens sich draußen, im Freundeskreis austobt. Wie schwer ist es, niemals bitter zu sein, sondern auch dann noch Trost, Ermunterung und Verstehen zu finden. Schwache Naturen werden sich trösten mit der rein praktischen Rechnung, daß sie für die Gnade eines außergewöhnlichen, vielleicht berühmten Mannes einen Kaufpreis zu zahlen haben. Reich wird die Frau sein, der es Glück ist, den Alltag in seiner ganzen Last und Schwere tragen zu dürfen, um einen Menschen, dessen höhere Berufung sie erkannt hat, davor bewahren zu können, auf daß die Kraft seines Schaffens nicht gelähmt werde. Unerwägtes Frauentum löst da in der Entfaltung seiner schönsten Anlagen Sinn und Zweck des Daseins aus und beglückt sich selbst im Beglücken des andern.

Sonny Behm.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Giftschlange, 4. niederländischer Maler, 6. Sumpfgelände, 7. Nebenfluß der Donau, 9. männlicher Vorname, 11. Verbindungsstift, 13. griechischer Buchstabe, 15. Gewässer, 16. Wasserfahrzeug, 17. Aussparung an Maschinenteilen, 18. Drehpunkt, 19. Himmelsrichtung, 20. Wild, 22. Stadt in Nordfrankreich, 23. englische Insel, 24. Gesangsstück, 25. Mädchenname, 26. Gesichtsteil, 23. Gefäß, 31. Insel bei Australien, 32. Pferd. — Senkrecht: 1. Toilettengegenstand, 2. Adelstitel, 3. Fluß in Italien, 4.

Der Sonntagsbraten auch nur knapp, Da fällt für meinen Schatz nichts ab:

Das Rätselwort mit Kopf versehen Paßt mir nicht mehr, drum will ich gehn." N.

3. Dreißilbig.

Froh stieg das Wort auf Bergeshöhn, Die Herrlichkeit der Welt zu sehn. Versehtes Wort ward ihm Geschick: Durch Graus und Graun gab's kein Zurück. E. v. M.

4. Kryptogramm.

Aus nachstehenden 19 Wörtern sind je 3 (aus den letzten beiden je 2) zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht, einen Ausspruch von Nietzsche ergeben.

Wassermann — Baustoff — Gliederpuppe — Inbegriff — Metaphysik — Einwirkung — Erdschoß — Crescendo — Philosophie — Nachtigall — Stimme — Marjell — Anselm — Granitstein — Denonshire — Begutachtung — Fundament — Böe — Segelschiff.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 46.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Ddenn, 4. Cent, 7. Dole, 9. Seil, 10. Jiar, 12. Soda, 13. Clac, 15. Damast, 17. Ameise, 19. Schiller, 21. Leiche, 23. Jerome, 25. Eros, 27. Maud, 29. Joffre, 32. Niere, 35. Leonidas, 36. Basalt, 38. Inseln, 41. Anam, 42. Ddin, 43. Esau, 44. Amor, 45. eins, 46. Eure, 47. Zeus. — Senkrecht: 1. Doid, 2. Edam, 3. Morast, 4. Cicero, 5. Elli, 6. Taue, 8. Eiber, 9. Saale, 11. Saal, 14. Dte, 16. Scheffel, 18. Meridian, 20. Lifa, 22. Ebro, 24. Meer, 26. Dmen, 28. Andine, 29. Juan, 30. Flamme, 31. Kotor, 33. Effens, 34. Ella, 36. Waß, 37. Saar, 39. Effie, 40. Kuz. — 2. Füllrätzel: 1. Gedicht, 2. Cordula, 3. Traumbild, 4. Karraiben, 5. Ginter. Gorki — Dumas — Halbe. — 3. Tauschrätzel: Schlag, Pfau, Markt, Schule, Segel, Sache, Gau, Wert, Schale, Gras, Altar, Regen, Schild, Rand, Motte, Schar, Korb, Riese, Sport, Gent, Zahl, Schere, Herr, Laub, Buche, Uhu, Rost, Laie. — Gute Leute sind der Bettler Beute. — 4. Zwei Geburtstagsgaben: Feder, Strauß, Straußfeder. — 5. Kavierrätzel: Greis, Anblick, Scheibe, Genuß, Andreas, Reifen, Schwert, Orben, Leonidas, Christus, Indien, Geschäft, Loos, Einsteim, Hund, Alche, Wermut, Ginter, Erlebnis, Rubens, Kunde, Vast. — Rein bleiben und reif werden, das ist die schönste und schwerste Lebenskunst.